

B 208,855 D

610.5  
G 375

# Archiv für Menschenkunde

*(Vereinigt mit Geschlecht und Gesellschaft)  
Illustrierte Monatschrift für Sexualwissenschaft  
Hygiene, Biologie und Völkerkunde*

*Herausgegeben im Auftrage des Dr. Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. M. Hirschfeld-Stiftung  
vom Abteilungsvorstand Freiherrn von Reitzenstein.*

**I. Jahrgang**

**XIII. von Geschlecht  
und Gesellschaft**

**Heft 7**

**Preis des Einzel-  
heftes Mk. 1.—.**

Aus dem Inhalt:

H. Senn:

**Bilder aus Insulinde III**

Dr. med. A. Mißriegler:

**Mama, woher kommen die Kinder?**

Dr. Albr. Wirth:

**Die Bevölkerung Nordafrikas**

Prof. Dr. Paul Kammerer:

**Vererbung und Alter**

**RICH. A. GIESECKE, DRESDEN-A. 24**

(Verlag für Menschenkunde und Sexualwissenschaft)

# Fesselnde Einzelhefte Reihe II

## aus früh. Jahrg. „Geschlecht und Gesellschaft“

20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39

<p><b>Die VIII/3 u. 4 eheliche Untreue</b> von Dr. J. B. Schneider. Zur Funktion des geschlechtlichen Schamgefühls von Dr. Max Scheler. Traum und Traumdeutung v. Dr. A. Adler. Künstler und Prostituierte von L. Eisen. Leben, Tod u. Degeneration im Verhältnis zur Geschlechtl. Fortpflanzg. von Prof. Dr. Jordan.</p>	<p><b>Die Unfruchtbarkeit des Weibes VIII/7</b> von Dr. Johannes Marr. Der Ursprung der Pornographie von Dr. Paul Zimmermann. Die Bemäkelung der Geschlechtslust von Joh. Gutzzeit. Die Aesthetik des Brautgemachs von Alfred Schleyer. Zeugungsfähigkeit und geistiges Schaffen usw.</p>	<p><b>Der Phalluskultus VII/10</b> von Paul Strelitz. Der Vorwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch von Bruno Meyer. Ein Bilderfreund von Dr. E. Fabricius. Ein neues Occlusivpessar von San.-Rat Dr. Petersen. Monogamie und Polygamie von I. E. Poritzky.</p>
<p><b>Der Kampf VIII/8 der Geschlechter</b> von Dr. W. Stekel. Sexuelle Entwertung von Dr. J. B. Schneider. Das öffentliche Beilager von Dr. Joh. Marr. Der Geschlechtstrieb von Emil Lucka. Die Regelung der Ehe im rassenhygienischen Sinne. Die englische Sittlichkeit im 18. Jahrhundert. Strafgesetzbuch und Sexualverbrechen usw.</p>	<p><b>Das Geschwisterproblem VIII/9</b> von Dr. J. B. Schneider. Psychologie des Warenhauses von L. Eisen. Mutterschaft von Dr. Joh. Marr. Unterschiede des Geschlechtslebens von Dr. C. J. Bucura. Ammenwesen und Muttertrieb. Genialität und Rassenverbesserung. Liebesleben und Kapitalismus usw.</p>	<p><b>Masturbation und Verbrechen VIII/6</b> von Dr. P. Zimmermann. Die erotische Bildreklame von Dr. E. Bernhard. Anwendung der Kraftphilosophie auf die Sexualprobleme von Dr. R. Hessen. Briefe eines Homosexuellen von Dr. J. B. Schneider. Das Christentum u. die unehelichen Kinder von Josef Laute usw.</p>
<p><b>Das Geschlechtsbedürfnis und die Enthaltensamkeitsfrage V/10 u. 11</b> von Bernhard Friedrich. Abweichungen in Bezug auf das Sexualziel von Prof. Dr. S. Freud. Berühmte Homosexuelle von P. Strelitz. Geschl.-Beeinfluss. v. d. Geburt v. Dr. K. Guenther.</p>	<p><b>Die Prostitution bei den Naturvölkern V/12</b> von H. Berkusky. Die Halbwelt in Berlin von F. Grapow. Verhütung der Geschlechtskrankheiten im Heere. Ueber Fremdkörper in der Scheide d. menschlichen Weibes von Norbert Lotmar. Der Geschlechtstrieb bei den Kastrierten von Dr. med. H. Rohleder usw.</p>	<p><b>Die Erotik VIII/1 im Kunst-Gewerbe.</b> von Dr. I. B. Schneider. Sexuelle Vererbung von Dr. Ike Spler. Zur Psychologie der Hochzeitsreisen von Lothar Eisen. Die Kindheit als Quellgebiet perverser Neigungen von Dr. med. J. Marcinowski. Zur Psychologie der tardiven Ejakulation.</p>
<p><b>Die Bedeutung d. Vererbungslehre für das Volk X/2</b> von Dr. K. Guenther. Ueber sexuelle Teilanziehung v. San.-Rat Dr. M. Hirschfeld. Das Weib im altindischen Epos von Prof. Dr. Richard Schmidt. Richtige und falsche Folgerungen aus der Geburtenstatistik von Prof. Dr. E. Würzburger usw.</p>	<p><b>Persönliche Fortpflanzungshygiene X/3</b> von H. Fehlinger. Das Rutenschlagen — ein Fruchtbarkeitszauber von San.-Rat Dr. G. Buschan. Sport-Exhibitionismus von Hans Gragrün. Röntgenstrahlen und Sexualwissenschaft von Dr. med. A. Kronfeld. Ehre reform usw.</p>	<p><b>Ueber den Begriff der Impotenz des Weibes X/4</b> von Dr. med. K. Friedländer. Aus dem Liebes- und Gesellschaftsleben der aussterbenden Karoliner von Prof. Dr. L. Kütz. Gesetzliche Freigabe der freiwilligen künstl. Frühgeburt von Dr. med. Kafemann. Einige Bemerk. über d. weibl. Transvestitismus von Dr. med. A. Kronfeld</p>
<p><b>Betrachtungen über das Liebesleben XI/1.</b> von Ferd. Frhr. von Reitzenstein. Die Fettsteiligkeit beim Menschen von Dr. Sokolowsky. Freie Eierstocksüberpflanzung von Dr. med. Friedländer. Vom Geschlechtsleben afrikanischer Zauberkulturstämme von H. Fehlinger.</p>	<p><b>Gibt es noch eine Rettung? X/6</b> von Staatsanwalt Dr. Otto Goldmann. Innere Sekretion von Ferd. Frhr. v. Reitzenstein. Zur Förderung der Nacktkultur von W. Mang. Sexualität und Sport von W. Mang. Zur Frage der Fruchtabtreibung. Mädchenhandel usw.</p>	<p><b>Psychoanalyse und Moral X/7</b> von Dr. med. C. Müller-Braunschweig. Die Abtreibung von Justizrat Dr. Joh. Werthauer. Wie tritt Syphilis auf? von Dr. med. A. Meyenberg. Der Zwang zur Mutterschaft von Dr. Helene Stöcker. Ueber die Erfolge der „Verjüngungs“-Operation nach Steinhach.</p>
<p><b>Der Geschlechtstrieb des Weibes X/9</b> von Dr. med. K. Friedländer. Kurze Uebersicht über die Pubertätsdrüsenfrage von Dr. med. A. Kronfeld. Zum Verständnis der innern Sekretion und der Verjüngung von Ferd. Frhr. v. Reitzenstein. Der erste bevölkerungspolitische Kongreß in Köln von Hermann Grubert.</p>	<p><b>Die ältesten sexuellen Darstellungen der Menschheit X/10</b> von Ferd. Frhr. v. Reitzenstein. Die Erste Internationale Tagung für Sexualreform von San.-Rat Dr. M. Hirschfeld. Geschlecht und Gestalt von Dr. med. A. Weil. Kreuzung und Bastardierung von Prof. Dr. A. Wirth.</p>	<p><b>Einflüsse des Minnedienstes auf die Deutsche Heraldik X/12</b> von Ferd. Frhr. v. Reitzenstein. Der Einfluß des Klimas auf die Geschlechtsdifferenzierung von Dr. A. Weil. Geschlechtliche Fortpflanzungspflege von H. Fehlinger. Sport und Erotik von Walter Mang. Die Frauen der Balier von Hans Fehlinger usw.</p>

Einzelpreis M. —.60. Doppelheft M. 1.—. **Vorzugsangebot:** Bei Auswahl von 10 Heften nur M. 5.50 zuzüglich Porto und Verpackung.

Obige Hefte, durchweg auf bestem Bücherstoff gedruckt, Beilagen auf Kunstdruckpapier, 48 Seiten stark, mit durchschnittlich 4—5 Bildbeilagen (mit etwa 15 Abbildungen) geben Freunden wissenschaftlicher Forschung wertvolle Kenntnisse über das Gebiet der biologischen und sexuellen Zusammenhänge des menschlichen Liebeslebens. Sie enthalten außerdem als Beiblatt die höchst wertvolle Sexualreform, welche einen Rückblick auf die historische Entwicklung der Sexualwissenschaft gibt. Das Vorzugsangebot erlaubt Wahl von 10 Heften aus obigen 18 Feldern, soweit der Vorrat reicht. Zuteilung erfolgt nach Angabe der Reihenfolge.

**R. A. Giesecke, Verlag für Menschenkunde u. Sexualwissenschaft Dresden-A. 24.**

Bei Bestellung genügt die linksstehende Seiten-Nummer mit Zusatz „G. u. G. Reihe II.“



Weberin mit Kind (n. Bronner).  
Zum Aufsatz: Senn, Bilder aus Insulinde.



Batakfrau b. Tanz (n. Buschan).  
Zum Aufsatz: Senn, Bilder aus Insulinde.



Dorf mit Landschaft (n. Volz).  
Zum Aufsatz: Senn, Bilder aus Insulinde.



Dusun-Batakfrau mit Mädchen.  
Zum Aufsatz: Senn, Bilder aus Insulinde.



## BILDER AUS INSULINDE.

Von H. SENN.

### III. Pertandangan- oder Mädchenhaus bei den Batakern.

(Mit 4 Tafeln und 3 Textabbildungen.)

Nach Tillema's „Kromo Blanda“ ist das stetige Fortwuchern der Geschlechtskrankheiten in den Batakländern — mit Kindersterben und langsamem Aussterben des Volkes — eine Folge allzu freien Verkehrs der Jungmannschaft beiderlei Geschlechts.

Vielleicht wollte Tillema da mit andern Worten auf die Sitte hindeuten, daß Battakjünglinge nächtliche Besuche abstatten dürfen in den Mädchenhäusern, den sogenannten: Pertandangan.

Was ist denn ein solches Mädchenhaus? Unter Pertandangan versteht man das Besuchen von Mädchen. In jedem Dorfe hat man ein Pertandangan-Haus; groß und einfach eingerichtet. Da wohnen alle aufgewachsenen, reifen Mädchen aus dem Dorfe. Eine alte Frau hat die Aufsicht über die Batakbackfischchen. Tagsüber helfen sie alle bei ihren Familien zu Hause und im Felde die schwere Arbeit



Abb. 41.

Tanz (n. Brenner).

verrichten und kommen erst abends zurück ins Mädchenhaus. Da arbeiten sie noch für sich, machen schöne Flechtarbeiten, weben (Weberin, s. Tafel 25) oder lesen im Koran. Bei Einbruch der Nacht singen oder spielen sie noch oder tanzen (Tanz ist in Abb. 41, eine Tänzerin auf Tfl. 26 wiedergegeben), bis die Ruhestunde gekommen ist. Doch meistens kommen die Jünglinge zu Besuch. Laut Adat (Recht und Gesetz) darf ein Besuch nicht verweigert werden. Kommt aber doch einmal eine Weigerung vor, dann laden die Eltern oder der Versorger sich einen Adatsprozeß auf, der nur vom Fürsten gutgesprochen wird; oder dann bombardieren die Jünglinge das ungestliche Haus mit Holz u. dergl. Es kommt so etwas aber wenig vor. Vielmals sind auch die Besuche von den Mädchen schon selbst vorbereitet worden.

Die Stunde der Zusammenkunft beginnt gewöhnlich mit dem Stillwerden im Kampeng, wenn das Paddistampfen (s. Bilder oben in Senn I. u. II) aufgehört hat, wenn die in Kreisen herumsitzenden sich zurückgezogen haben, kein Kinderlärm mehr zu hören ist, wenn Vieh und Vögel ruhig geworden und die Frauen, müde von des Tages Lasten, auf ihren harten Schlafstätten Ruhe und die für den folgenden Tag wieder nötige Kraft gesucht haben.

Dann beginnt es unter den Jünglingen lebendig zu werden. Sie einigen sich zuerst zu Gruppen und gehen dann gruppenweise den Weg entlang, durch Sawaks und über Berg und Tal nach dem Pertandangan-Haus. Über Berge — durch Täler — durch Urwälder im Silber des Mondes — im Hochland des Si-Perok! Schwach sieht man hie und da Schatten von den im Grün versteckten Dörfern (s. Tafel 27). Manchmal werden die Gipfel der Si-Perokberge durch auf- oder niedersteigenden Nebel verdeckt. Auch der rauchende Vulkan Si Boal Boal breitet sein Massiv vor den singenden Burschen aus. Es ist schön — prachtvoll — so im Tropen-Mondschein dahinzuwandern. Kein Wunder, daß selbst diesen Wilden sentimentale Gefühle kommen.

Singend, im Banne dieser erhabenen Naturschönheit, kommen sie zum 3–8 km entfernten Pertandangan-Haus. Die Mädchen (s. Abb. 42) haben den sentimental-melodischen Burschengesang: „Liebe Mädchen, wir suchen euch. Erlaubet uns einen Besuch und lasset uns mit euch reden usw.“ schon lange gehört, haben die Lampen ausgelöscht und verharren nun still im Dunkeln. Die Jünglinge müssen lang und andauernd bitten, bis man ihnen Zutritt gewährt.

Sie müssen mit schön klingenden Worten die Herzen der Mädchen





Abb. 42.

Batak mädchen Nordsumatra. (Phot. Schild n. Buschan)

erwerben können und oft stundenlang draußen warten, bitten und fragen. In keinem Falle dürfen sie Gewalt anwenden. Im Gegenteil, sie müssen sich sittig und bescheiden zeigen.

Unter dem Haus (denn die Batakhäuser stehen auf Pfählen)

(s. Tafel 27, 28; Abb. 42, 43) wird hie und da ein Streichholz angesteckt. Schöne Sprüchlein in der Art des Frage- und Antwortspieles werden aufgesagt, wie z. B.: „Liebe Mädchen, wir ‚Landstreicher‘ vergehen vor Schmerz und Durst. Helft uns; gebt uns ein paar Tropfen Wasser; gebt Balsam; seid barmherzig.“ Das heißt also, wenn die Mädels Wasser geben wollten, müßten sie die Türe aufmachen und dann wäre für die Burschen der Eintritt frei. Als Antwort geben dann z. B. die Mädchen: „Wenn wir euch die verlangten Tropfen geben und ihr genesen seid, wollt ihr dann für uns Blumen holen am Si Boal Boal? (Wollt ihr gut sein zu uns?) Das Fragen und Antworten geht so lange, bis die Mädchen durch eine Ritze die angebotene Schachtel Streichhölzer annehmen und im Innern des Hauses Licht machen. Darauf wird die Tür geöffnet und der Eintritt ist gestattet. Die vorhin noch lachenden Mädchen lassen nun für eine Weile das Köpfchen hängen — (*tout comme chez nous*) — sitzen mit gekreuzten Beinen im Halbkreise und betrachten verlegen die Eindringlinge. Ist ihre erste Verlegenheit aber erst einmal gewichen, dann bleiben sie den Besuchern an Versen nichts schuldig, so daß diese manchmal ganz konfus werden.

Unter Singen werden den Besuchern, die ebenfalls im Halbkreise den Mädchen gegenüber sitzen, Sirihblätter<sup>1)</sup> überreicht. Wird es neben dem Singen zu laut, dann mahnt die aus ihren Träumen aufgeschreckte Alte zur Ruhe. Rätsel werden gelöst oder Schach gespielt oder auch Liebeslieder rezitiert und bleiben die Leutchen bis tief in die Nacht hinein.

Beim Aufbruch bedanken sich die Burschen für die heilsamen Tropfen und versprechen den Mädchen, auf der Rückreise ihnen die Blumen bringen zu wollen oder mit anderen Worten: „Es hat uns bei euch gefallen und danken wir dafür und hoffen, ein andermal nicht mehr so lange warten zu müssen.“

Das Bestehen des *Pertandangan* ist also eher ein Segen als ein Übel (wie bei dieser primitiven Form des Jugendverkehrs immer — (vgl. unsere ländliche Sitten — im Gegensatz zur Prostitution). Bei dieser Gelegenheit lernen Burschen und Mädchen sich kennen; es entstehen Liebe und Zuneigung, was bei einfachen Kaufheiraten nicht behauptet werden kann (s. Abb. 44). Wohl ist's keine Liebe, die entsteht zwischen Licht und Dunkel oder in der Finsternis ver-

<sup>1)</sup> Sirihblätter brauchen die Eingeborenen zum Betelkauen. Ist deshalb einem Eingeborenen ein Besuch willkommen, dann zeigt er das dadurch, daß er dem Gaste solche Blätter anbietet.



Abb. 44.

Batakbraut Mandailing Zentralsumatra. (Phot. Grubauer) n. Buschan

borgen auf einem Bänklein in irgend einem Stadtpark; nein, es ist Zuneigung im vollsten Sinne des Wortes, entstanden bei Licht und Zeugen.

Im Pertandingan dürfen nicht Burschen und Mädchen vom selben Stamme miteinander verkehren. Das ist nach Adat ver-

boten, wie auch „Unsittlichkeiten“ jeder Art, die dazu noch streng bestraft werden. Kommt einmal in 100 Fällen eine „Unsittlichkeit“ vor, dann wird das Mädchen von Stamm und Familie verstoßen und der Jüngling entweder schwer bestraft oder auch getötet. Denn „Sittlichkeitsvergehen“ unter seinesgleichen des Stammes sind beim Bataker mehr als Mord.

So hat das Mädchenhaus einen rein erzieherischen Einfluß und ist absolut nicht das, was viele Europäer darin suchen. Auch hat es jedenfalls keine Schuld am Weitergreifen der bei den Bataks leider sehr verbreiteten Geschlechtskrankheiten.

Da dem Herausgeber diese hier berichtete anscheinend große Zurückhaltung der Mädchen auffiel, die europäisch-christlichen Begriffe „Unsittlichkeit und Sittlichkeitsvergehen“ unklar waren, indeß andererseits von anderen Völkern bekannt ist, daß bei den Nachtbesuchen (vgl. unsere Spinnstuben, Kammerfensterln gehen, Verkehr in anderen Mädchenhäusern) durchaus nicht allzugroße Enthaltensamkeit geübt wird, vermutete er eine Art von Aberglauben und fragte daher bei Herrn Senn entsprechend an. Herr Senn war so liebenswürdig, folgende, die Vermutungen des Herausgebers bestätigende Auskunft zu erteilen:

Das Leben im Pertandangan kommt sehr auf den Stamm an; während die Karo-Bataks leichtere Sitten kennen, haben die Seineloengoen-Bataks schwere Gesetze. Als junger Pflanzler auf Tabakplantagen in der Karo-Gegend hat man mich wie jeden andern Neuling gewarnt vor geschl. Verkehr mit Batakfrauen, da diese „alle“ syphilitisch verseucht seien.

Später kam ich nach Siantar hinauf, wo die Seineloengoen-Bataker zu Hause sind. In der Gummiplantage Bangoen, wo ich angestellt war, war der freie Verkehr mit Eingebornen gang und gäbe, da unser Chef mit „gutem“ Beispiel voranging. Da hat mich niemand mehr vor den Batakfrauen gewarnt. Das Warum fand ich heraus. Man kriegte eben keine Batakfrauen. Mein Chef, der manchmal 400—500 holl. Gulden zahlte für ein Mädchen, hat mit soviel Geld selbst kein Batakmädel erhalten, obwohl er bei den Häuptlingen der umliegenden Dörfer bekannt und beliebt war. Die Seineloengoen-bataks waren also sehr „sittsam“. Auf meinen Jagdstreifereien kam ich manchmal durch Dörfer, wo kein Bein mehr zu sehen war. Nur Hühner, Hunde und Schweine oder etwa ein Feuerchen zeigte mir jeweils, daß das Dorf sonst bewohnt ist. Immer verbargen sich die Leute auswärts im Busch. Selbst diejenigen, die mich per-

sönlich kannten — jene Batak männer, die z. Zeiten bei mir Busch kappten — jene Frauen, die mir Früchte oder Zucker zum Verkaufe anboten, wenn sie auf die Plantage kamen. Im Dorfe versteckten sie sich.

Viel später kam ich dann auf eine Entdeckung. Ein Bekannter erzählte mir nämlich: „Ich hatte die Feldlazarett-Abteilung unter mir. Von Zeit zu Zeit kam ein Arzt und nahm sich die Kranken, die Spitalbehandlung nötig hatten, mit. Dies gilt nur für die Kontraktarbeiter, also importierte Leute, wie Savanen, Chinesen und Klingalesen. Die freien Arbeiter genossen keine freie Spitalbehandlung, selbst an den meisten Orten nicht einmal freie medizin. Behandlung auf der Plantage. Nun, ich hatte Freude, und machte darum auch bei den freien Arbeitern und selbst bei den Batakern keine Ausnahme. Wer Medizin nötig hatte, erhielt sie durch mich, da mein Chef selbst sehr loyal war, durfte ich sogar Freie, die nicht bei uns arbeiteten, behandeln. So kam ich in den Mund der Leute als der „Wunderdoktor“. Die Bataks erhielten so viel Vertrauen zu mir, daß mit der Zeit auch Frauen kamen. Es kamen dann welche, die gerne Kinder haben wollten und dafür Medizin haben mußten. Die erste, die, um ein Kind zu bekommen, zu mir kam und schon lange vergebens den Hokuspokus der Zauberer mitgemacht hatte (dies letztere sah ich daraus, weil sie eine geschnitzte Holzpuppe am Halse hängen hatte), war eine junge ca. 20jährige Frau. Krank war sie nicht; aber wohl hatte ihr Mann Gonorrhoe. Hier probierte ich zum ersten Male, das Weib für mich gefügig zu machen. Sie müsse bei der Zubereitung der Medizin, die 3 Tage dauere, zugegen sein und solle deshalb heim, um zu fragen, ob sie 3 Nächte in meinem Hause schlafen dürfe. Am nächsten Tage kam sie; sagte aber von vornherein, daß niemand sie berühren dürfe. Während diesen Tagen bereitete ich jeden Abend in umständlicher Weise Glühwein, dem ich etwas Opium beimischte und gab es ihr zu trinken. Dabei warb ich immer um ihre Gunst. Schon in der zweiten Nacht entschlüpfte ihr das Geheimnis. Sie (die Batak-Frauen) dürfen keinen vorehelichen noch außerehelichen Verkehr pflegen, weder mit Stammesgenossen noch Fremden, da sie sonst schwanger werden und entweder eine schwarze Katze oder ein Kalb mit Hundsbeinen gebären, worauf laut Adat Todesstrafe stehe<sup>3)</sup>. Ich erklärte ihr, daß die Batakzauberer geschick

<sup>3)</sup> Vgl. über die Wiedergeburt der Ahnengesch. v. Reitzenstein Art. „Aberglauben“ in M. Marcuse: Handwörterb. d. Sexualwissensch., 2. Aufl., Bonn 1925,

seien, aber ich, der weiße Zauberer, wäre noch gescheiter und stehe im Himmel über ihren Zauberern. „Das wußte ich,“ meinte sie darauf. Darum könne ich aber auch machen, daß sie wirklich ein Kind erhalte, wenn sie bei mir schlief; sagte ich wieder. Nun in der dritten Nacht kam ich dazu, daß sie sich willfährig zeigte. Der Glühwein und das Opium hatten ihr Blut sowieso schon in Wallung gebracht. Nachdem sie noch versprochen, daß sie nichts sage, ansonsten direkt das Kind sich in eine schwarze Katze verwandeln würde, ging sie am vierten Tage ab.

Schon hatte ich die Sache vergessen, als nach etwa 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub>—10 Monaten eine Rotte Bataker auf mein Haus zukam. Ich erkannte die Batakfrau, glücklich ein Kind wiegend und verschiedene Männer. Es waren ihr Mann, der Häuptling mit Gefolge, ein Fürst mit Gefolge und einige Zauberer. Eine Kuh, ein Schwein, ein paar Felle und vom Fürsten einen Säbel erhielt ich zum Geschenk für jene heilsame Medizin. Dann zogen sie alle befriedigt heim.

Unter gleichen Umständen kam ich dann noch mehrere Male in den Besitz junger schöner Frauen, die ich zuweilen meinem Chef abtrat.

Aber nur durch diese List kam ich dazu. Da ist eigentlich nicht die Schamhaftigkeit der Seineloengoenfrau als die Zauberer und das durch sie existierende Gesetz dran schuld. Im Jahre 1918 kam ich wieder in diese Gegend. Da mußte ich mich wundern, daß in den japanischen Hotels (wo man gewöhnlich sich Frauen sucht, denn die Japanerinnen halten sich als Dienerinnen und Dienstboten immer einige willfähige Javaninnen) hie und da mal zu einem Batakmädel kam. Es waren das aber keine Heiden mehr, sondern christlich Getaufte. Da zeigte sich's dann, auf welche Weise die „Freiheit“ ausgenützt wurde.“ Diese Erzählung eines absolut sicheren Zeugen möge Ihnen als Auskunft dienen.

Die strenge Sittlichkeit im Pertandangan hat also bei den heidnischen Seineloengoen Bataks vollauf Berechtigung.

Als Zeichen, daß diese Strenge manchmal auch die Männer drückt, erwähne ich Ihnen ein Beispiel:

Es war im Jahre 1913, als ich auf der Jagd im Walde zwischen Dolok Melela und Marchat ein leises, menschliches Wimmern hörte. Ich ging den Tönen nach und sah bald an einem Pfahle ein vollständig nacktes Mädel festgebunden. Es war dies ein geheimer Spielplatz, d. h. nur ein Atapdach auf vier Pfählen, wo die Batakker

dann v. Reitzenstein „Das Weib bei den Naturvölkern“ und v. Reitzenstein-Ploß-Bartels „Das Weib“, II. Bd., Berlin 1925.

zum nächtlichen Spiel sich zusammenfanden, da das Glücksspiel bei ihnen nur an bestimmten Tagen von der Regierung erlaubt ist. Ich sah sofort, daß es eine Javanin war. Der Unterleib, die Oberschenkel waren ganz versudelt und blutig. Da das Weib sich kaum mehr halten konnte, löste ich die Stricke ohne lange zu fragen und trug sie heim. Mit meiner Dienerin zusammen wuschen wir sie (die fast immer Ohnmächtige) und erst da sahen wir, daß etwas furchtbares geschehen sein muß mit ihr. Denn von der Scheide bis zum Mastdarm war alles aufgesprengt. Natürlich ließ ich sie nun zuerst zu sich kommen und ausruhen. Anderntags erst sah ich die Frau wieder. Sie hieß Ngadinem und kam von einer Teeplantage. Ihr Mann hatte, da der Kontrakt abgelaufen, auf Bangoen Kontrakt gemacht. Sie hatte sich mit ihm auf Dolok Oeloe verheiratet gehabt. Die ungleiche Kontraktdauer hat sie dann getrennt und eifersüchtig, sich ängstigend, er könnte in Bangoen eine andere Frau nehmen, wollte sie ihn überraschen, entlief von Dk. Oeloe und weil das strafbar, mußte sie öffentliche Wege meiden und so — auf den Batakpfaden den Weg suchend, fiel sie in die Hände von einigen Batakern, die sie mitnahmen und dort in jenem Spielplatz festbanden.

Hier hatte sie dann nichts anderes zu tun, als das Lustziel von einigen Hundert Batakjünglingen und -Männern zu sein. Wenn sie ohnmächtig wurde, hingen sie sie (laut Aussage Ngadinem) an den Füßen auf und kitzelten die Scheide und den Mund und die Nase mit Hühnerfedern, bis sie wieder zu sich kam. Dann wurde sie wieder vergewaltigt, bis ich sie dann erlöste.

Ngadinem fand dann am selben Tage noch Aufnahme im Spital und später wegen der Desertion noch einige Tage auch im Gefängnis (!!). Ein Teil der Bataker kam ebenfalls für einige Zeit hinter die eisernen Gardinen. Sie konnten es nie begreifen, daß sie Strafe erleiden mußten, wo sie sich nur an einer fremden Frau, die nicht einmal eine Batakerin war, geschweige denn aus dem gleichen Stammesblute eine. So hoch — so tief in sich hielten sie ihre eigenen Gesetze — ihren Adat.

**Also im Stamme der Seineloengoen werden Sexualverbrechen, begangen an Stammesgenossen, schwer — bisweilen mit dem Tode bestraft; an andern Rassen oder andern Stämmen begangen, sind sie straffrei.** (Das also ist die angeborene sog. „Moral“.)



## MAMA, WOHER KOMMEN DIE KINDER?

Beginn des Geschlechtslebens.

Von Dr. med. A. MISSRIEGLER<sup>1)</sup>.

„Nun stottert die Kleine schon bei jedem Satz, den sie in Gegenwart anderer sprechen soll, während sie früher nur bei Erregung in diesen Fehler verfiel und ganz im Anfang bloß bei gewissen Worten ihn zeigte. Ich bin jetzt schon recht in Sorge, wie das werden wird, da sie ja in diesem Herbst in die Schule eintreten soll.“

„Hat die Kleine Sprechübungen machen müssen, gnädige Frau?“

„Natürlich, Herr Doktor; sofort als uns das Stottern aufgefallen war und wir es durch Strenge und Ermahnungen nicht beseitigen konnten, gingen wir mit ihr zu einem Sprachlehrer und Hannchen mußte unter seiner Leitung und auch zu Hause fleißig üben.“

„Und nun ist die Aufmerksamkeit des Kindes so auf das Stottern fixiert, daß sie nicht mehr davon loszureißen ist. Ich halte nämlich die Uebungstherapie bei den meisten Fällen von Stottern geradezu für schädlich. Stotterer infolge organischer Hirnerkrankungen und Sprachlehrer mit bedeutender suggestiver Kraft bilden die wenigen Ausnahmen. Doch seit wann stottert sie denn?“

„Seit ihrem vierten Jahr etwa. Genau weiß ich es nicht, denn das war damals, als der Storch ihr das kleine Brüderchen brachte und da hatte ich begreiflicherweise etwas weniger Zeit, mich um Hannchen zu kümmern.“

„Änderte sich unser kleines Hannchen damals auch in anderer Hinsicht?“

„Nicht, daß ich wüßte. Sie war wohl anfangs etwas eiferstüchtig auf das Brüderchen und auch auf mich, dann aber kam die alte Zärtlichkeit vielleicht noch verstärkt zurück. Ich weiß nur, daß sie damals furchtbar viel zu fragen begann. Ununterbrochen ging es den ganzen Tag: Mama, wie ist das, und woher kommt das, und warum ist das usw. Ich erzähle das nur, weil ich mich genau erinnere, daß sie damals noch nicht stotterte.“

„Verwiesen Sie ihr das Fragen, gnädige Frau?“

---

<sup>1)</sup> Aus dessen vorzüglicher Schrift „Sprechstunde eines Psychoanalytikers“. Verf. Dr. Madaus u. Co., Radeburg.



„Es mag schon manchmal vorgekommen sein, wenn ich wirklich keine Zeit mehr hatte oder keine Antwort mehr wußte.“

„Und da begann sie zu stottern?“

„Es dürfte so sein, denn sie stotterte anfangs nur bei Fragen.“

Auf welche Weise ich nun meine Vermutungsdiagnose, daß es sich bei Klein-Hannchen um eine seelische Störung und nicht um ein organisches Leiden handle, bestätigte, ist hier nebensächlich. Kurz gesagt, die Mama entschloß sich, mir ihr Töchterchen für eine Zeit lang täglich auf eine Stunde anzuvertrauen. Und in weniger als einer Woche, waren Hannchen und ich gute Freunde und Spielkameraden.

Da fragte ich eines Tages meine kleine Freundin beim Spielen: „Sag mir einmal ein Wort, das dir recht schwer fällt oder das, bei dem du zum erstenmal gestottert hast.“

„Wo-wo-wo-woher.“

„Hast du einmal wen fragen wollen, woher etwas kommt und darauf keine Antwort bekommen?“

Die Antwort war unerwartet, denn Hannchen sagte:

„Ich will zu Mama, ich will nicht mehr mit dir spielen,“ und sie ging.

Auch am folgenden Tage wollte sie, die sonst immer die Spielstunde bei mir kaum erwarten hatte können, nicht mehr zu mir geh'n; aber am nächsten Tag entschloß sie sich zu einem Spaziergang mit mir im Freien. Auch dabei zeigte sie ein auffallendes Verhalten, denn sie entwickelte eine unhemmbare Fragerwut, woher das Wasser komme und der Regen und der Himmel und die Luft und die Häuser und die Eisenbahn und die Vögel, und dabei wartete sie kaum meine Antworten ab, sondern begann selber Antworten zu fabulieren, die manchmal deutlich lügnerisches Gepräge trugen. Als wir gerade bei einem Teich vorbeigingen, fing sie z. B. an: „Hast du den Storch dort gesehen, Herr Doktor? Ich habe ihn gesehen. Er sitzt dort ganz hinter dem Strauch beim Wasser, woher kommt denn der Storch? Er hat einen langen Schnabel, manchmal ist er aber kurz, und damit bringt er nicht die Kinder, sondern eine Orange und darin ist eine Nuß und darin ist ein kleines Fischlein, das habe ich gesehen, wie er es im Schnabel trägt, und das alles bringt er der Mama und die Mama ißt es und beißt die Nuß auf und da hat sie ein kleines Kindchen und das wächst dann schnell, schnell, schnell und wird groß.“ Und daran schlossen sich wieder Fragen, woher und warum und weshalb.

„Hör mal, Hannchen,“ sagte ich, „du fragst mich so viel, aber ich glaub, du willst mich eigentlich immer um irgend etwas fragen und mich nur auf die Probe stellen, so wie du mir mit deinen falschen Erzählungen vom Storch usw. was vormachst. Willst du mich nicht am Ende um was anderes fragen, woher es kommt?“

„Ich weiß es nicht, Herr Doktor. Aber ich hab' den Storch wirklich nicht gesehen.“

„Frag mich nur ganz ruhig um alles, was du willst.“

„Aber manche Sachen darf man nicht fragen, hat Mama gesagt.“

„Sie wird nur gemeint haben, du sollst sie damals nicht fragen, weil sie keine Zeit gehabt hat. Aber sonst darfst du Mama oder mich um alles fragen.“

„Auch woher die Kinder kommen?“

„Auch das. Soll ich dir das sagen oder lieber Mama.“

„Mama. Kehren wir um nach Hause.“

Aber auf dem Rückweg, als sie eine Weile stumm neben mir gegangen war, blieb sie plötzlich stehn' und sagte:

„Du, Herr Doktor, wird mir's Mama auch sagen?“

„Freilich, wenn du sie direkt und ohne Stottern fragst.“

Und wieder nach einer Weile: „Aber wird sie mir nichts vor-machen?“

„Gewiß nicht, sie wird dir die Wahrheit sagen.“

„Sonst mach' ich ihr auch was vor.“

Ich schickte nun Hannchen mit einer andern Begleitperson nach Hause und beeilte mich, noch vor ihrer Heimkehr ihre Mama telefonisch aufzuklären.

Ueber das Ergebnis berichtet mir Hannchen am nächsten Tag in merkwürdiger Weise. „Mama hat mir alles gesagt“, begann sie, „ich weiß jetzt, daß der Storch ein Blümchen abreißt und zu Mama ins Bett legt und da wird ein Kindchen draus.“

„Das hat die Mama gesagt? Das glaub ich nicht.“

„Nein, ich hab dir nur was vorgemacht,“ lachte Hannchen.

„Das weiß ich. Was hat sie dir denn wirklich gesagt?“

Hannchen wollte nicht mit der Sprache heraus, schließlich aber erzählte sie mir sehr ernst, Mama habe ihr erklärt, daß die Kinder wie die Blümchen in der Erde unter ihrem Herzen wachsen und wenn sie groß genug seien, kämen sie wie im Frühling heraus und die Mutter habe dabei Schmerzen und darum habe sie die Kinder so lieb, weil sie ein Stück von ihr selber seien. Das habe ihr die Mama gestern abend im Bett erzählt, denn sie hatte sich nicht zu

fragen getraut, dann aber habe sie nicht einschlafen können und mehrmals die Mama zum Bettchen gerufen und endlich sie ganz leise darum gefragt. Und dann habe sie Mama lieb gehabt. Plötzlich aber regte sich wieder der Zweifel und Hannchen schloß an ihren Bericht ganz unvermittelt die Frage: „Gelt ja, das hast du der Mama gesagt?“

„Nein — ach weißt du, Herr Doktor, ich muß jetzt zu Mama geh'n, ich kann nicht mit dir spielen.“

„Was willst du denn bei Mama?“

„Ich will ihr sagen, wie lieb ich sie habe.“ — — —

Hannchen blieb die nächste Zeit aus, sie hatte die Übertragung von mir ganz auf die geliebte Mama gehängt. Ich hörte nur, daß sie fast gar nicht mehr stotterte, nur bei seltenen Anlässen, meist wenn sie mit Mama „bö's“ war, ein wenig in die Gewohnheit verfiel. Etwa zwei Wochen später berichtete mir die Mutter, daß die Kleine wieder etwas häufiger stotterte, sicher etwas auf dem Herzen habe, aber nicht mit der Sprache heraus wolle, ich möge sie besuchen. Ich fand sie bei einem Spiel, das sie, wie die Mutter erzählte, vor einiger Zeit erfunden habe und den ganzen Tag spielte. Sie schnitt in Schachteln einige Löcher und steckte Kugeln hinein und drehte die Schachtel so lange, bis die Kugel bei einer Öffnung herausfiel.

„Was ist das für ein Spiel, Hannchen,“ fragte ich.

„Wo-wo-wo-spiel.“

„Und was bedeutet das denn?“

„Gar nichts,“ sagte sie in so abweichender Art, daß ich ein Buch nahm und zu lesen begann. Sie ignorierte mich scheinbar, schielte aber doch immer wieder zu mir her und kam endlich mit einer ihrer Schachteln angeschlichen. „Gefällt sie dir, Herr Doktor?“ fragte sie.

„Ja, aber wozu hast du denn die Löcher gemacht?“

„Ja weißt du, das ist der Mund.“

„Und die andern?“

„Ach, das weißt du doch.“

„Woher soll ich das wissen?“

„Ach bist du dumm. Das ist doch zum A-a machen, und das zum Wiwi machen und das ist der Nabel.“

„Jetzt versteh' ich erst. Und was spielst du denn damit?“

„Gar nichts“, sagte sie wieder verärgert durch mein Nichtverstehen. Nach einer Weile aber kam sie doch wieder: „Bitte, reiß mir eine Blume von dort oben ab.“

Ich holte eine Blüte von dem Blumenstrauß im Zimmer und gab

sie ihr. Sie steckte sie wie die Kugel in die Schachtel und begann von neuem das Spiel, die Schachtel hin und her zu drehen, bis die Blume bei einer Öffnung erschien und sie diese hervorziehen konnte.

„Ist die Blume ein Kind?“, fragte ich.

Sie nickte stumm.

„Und schaust du, wo das Kind heraus kommt?“, wagte ich weiter zu fragen. Und als sie wieder nickte, sagte ich, „soll ich es dir sagen oder willst du wieder Mama fragen?“

„Sag du mir's. Ich bin auf Mama „bö's“, weil sie mich nicht beim Baden vom Bubi zuschauen läßt.“

„Nun denk mal nach, Hannchen, können nur Mamas ein Kindchen bekommen oder auch Papas?“

„Nur Mamas.“

„Siehst du. Und nun haben Papás ebenso wie die Mamas einen Mund und eine Öffnung zum A-a machen und einen Nabel, nur das zum Wiwi machen ist anders.“

„Ja, Bubi hat ein Zipferl, das hab ich schon oft im Bad gesehen“, unterbrach sie mich freudestrahlend.

„Nun also, wo wird da wohl das Kind herauskommen?“

„Da!“ rief sie höchst befriedigt aus und zeigte auf ihr Genitale. Und von dieser Stunde an hatte das Wo-wo-spiel ein Ende und war das Stottern verschwunden.

Es war vielleicht ein halbes Jahr später, als mir Hannchens Mama erzählte, daß sie in letzter Zeit in ihrer Ehe, die niemals glücklich gewesen, häßliche Szenen zwischen den Ehegatten abspielten, unter denen auch die Kinder zu leiden hatten und die eine leichte Neurose bei den kleinen Mädchen hervorgerufen. Es gelang recht leicht, deren Sinn aufzudecken. Die Kleine hatte Partei gegen den Vater für die geliebte Mutter ergriffen und bewußte Beseitigungsideen waren in ihrem Köpfchen aufgetaucht. Dabei hatte aber auch ein neues Problem sich erhoben. (Der tiefste Grund war wohl die kindliche Vorstellung der Mutter den Vater zu ersetzen). Da die Fragen, woher die Kinder stammen und wo sie herauskommen bereits glücklich gelöst waren, erhob sich nun die Frage, welche Rolle der Vater dabei spiele, bzw. das schwierigste Problem: Wie kommt das Kindchen dort hinein?

Die Mutter war verständig genug, trotz persönlicher Sorgen ihrem Töchterchen auch bei der Bewältigung dieses Problems zu helfen und hatte die Genugtuung, es dafür bald gesund zu sehen.

Als sie sich für meine Mithilfe bedankte, konnte sie aber doch

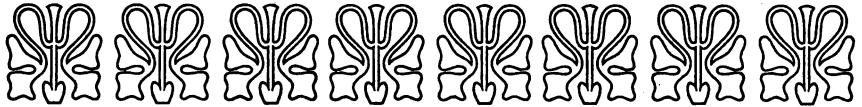
die besorgte Frage nicht unterdrücken, ob sie nicht vielleicht dem Kinde doch irgend einen Schaden zugefügt, indem es so früh aufgeklärt wurde. Ich konnte sie in erster Linie auf ihre eigene Wahrnehmung verweisen, daß sie von der Aufklärung bisher nur Gutes gesehen. Weiter aber konnte ich ihr sagen, daß von allen Kindern, die analysiert worden waren, bisher nur das Beste berichtet wurde.

Jung (Jahrbuch f. Ps. A., I. Bd. „Über Konflikte der kindlichen Seele“) analysierte sogar ein noch jüngeres Kind. Und von dem Patienten der ersten Kinderanalyse überhaupt (Freud: „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Kindes“, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre) berichtete Freud vor kurzem, daß er den „kleinen Hans“ als 19 jährigen geistig vollwertigen jungen Mann gesehen, der sogar über recht schwere seelische Erlebnisse klaglos hinüberkam. „Haben wir denn dem Kinde etwas Schlechtes gesagt oder etwas, was es nicht selber zu wissen verlangt? Nur haben wir dem Kind die Aufklärung bloß dann zu geben, wenn es selber danach fragt und nur soweit als es fragt. Für schlecht in jedem Fall halte ich dagegen die schablonenhafte Generalaufklärung in der Schule, der man in neuerer Zeit das Wort redet“. „Warum hast du eigentlich gestottert?“, fragte ich Hannchen, als sie sich verabschiedete.

„Weil ich was fragen wollte und es mir verboten wurde“, sagte sie. „Merkwürdig diese präzise Antwort“, sagte ich selber verwundert. Ja, sie wollte etwas fragen und sie selber hatte es sich durch die bereits zu eigen gemachten Hemmungen der Erziehung verboten. Wenn sie fragen wollte, hätte sie einfach reden können, wenn sie nicht fragen durfte, hätte sie eigentlich stumm sein müssen. Im Stottern hatte sie beides vereinigt: Sie konnte reden und doch auch nicht. Sie drückte den Konflikt der beiden widerstreitenden Strömungen ihrer Seele in einer einzigen Äußerung aus. Das Wichtigste freilich hat sie nicht in ihrer Definition: Sie wußte ja gar nicht, daß sie fragen und nicht fragen wollte. Der Konflikt war ihr in einer oder in beiden Kräften unbewußt.

Ich habe meine kleine Freundin noch öfters gesehen; sie ist gesund geblieben und hat von ihrer frühen Kenntnis nie einen schlechten Gebrauch gemacht.





## DIE BEVÖLKERUNG NORDAFRIKAS.

Von Priv.-Doz. Dr. ALBR. WIRTH.

Die Berber gehören zu der großen Menschengruppe, deren Hauptsitz jetzt der Kaukasus ist und für die ich den Namen der Kas vorgeschlagen habe. Es handelt sich um eine sehr ausgebreitete und uralte Rasse, die weder mit Ariern noch Semiten verwandt ist. Mit ihr hängen die ältesten Bewohner Mesopotamiens, die Sumerer und die Elamer, hängen die Dravida und wahrscheinlich die Tibeter, fernerhin die vorarischen Bewohner Kleinasiens und Europas, darunter Etrusker, Räter, Ligurer, Iberer zusammen. Als Nachfahren oder auch Großneffen der Iberer gelten die Basken. Verwandt mit den Iberern, deren Name, einfach verdoppelt, in dem der Berber wiederkehrt, sind die Mauretanier und vermutlich die Garamanten und Gätuler des Altertums; die heutigen Berber nennen sich selber Schlöch oder Imoschaq. Freilich ist mit dieser Verwandtschaft noch nicht die ganze Eigenschaft der Imoschaq erklärt und erledigt. Genau so, wie bei den südöstlichsten großen Ausläufern der Rasse, den Dravida, so ist auch bei den Berbern eine dunkelhäutige Unterschicht anzunehmen. Vielleicht kommen wir diesem rätselhaften Einschlage näher, wenn wir uns besinnen, daß der Grazer Gelehrte Schuchardt Nuba-Elemente im Baskischen entdeckt hat. Ohnehin klingt der Name der Schöch auffallend an den Nubastamm der Schilluk am oberen Nile an. Aber auch so bleiben immer noch ungelöste Fragen genug. Wir können nur hoffen, daß die altkretischen Büchereien, die wir bislang weder zu lesen noch zu deuten imstande sind, Schriftsammlungen, die aus dem zweiten oder dritten Jahrtausend stammen, einmal helleres Licht auf die dunklen Ursprünge zu werfen vermögen. Bis dahin müssen wir einstweilen die Berber als eine so ziemlich vereinzelte Rasse ansprechen, die

sich von allen andern, auch von den Basken, ganz klar abhebt. Ihre Gesamtzahl wird auf kaum mehr als zwölf Millionen zu veranschlagen sein. Ihr Verbreitungsgebiet ist ungeheuer. Es erstreckt sich vom Atlantischen Ozean bis an die Schwelle Abessiniens. Wenn Eudoxos 2000 v. Chr. die gleiche Sprache an den West- wie an den Ostküsten des schwarzen Erdteils vernommen haben will, so geht das möglicherweise darauf zurück, daß damals Berberstämme bis an die Somaliküste schweiften.

Die Berber sind vor allen Dingen bodenständig und mit ihrer Heimat aufs engste verwachsen. Einerlei, ob sie als Ackerbauer Jahrhunderte oder gar Jahrtausende hindurch an der gleichen Scholle haften oder aber als Viehzüchter umherstreifen, wobei sie auf der Suche nach frischen Weiden oder aber nach Beute hunderte, ja tausende von Kilometern zurücklegen: sie alle beseelt eine glühende Heimatliebe. Die Kehrseite davon ist eine ausgesprochene Abscheu vor allen Fremden. Auf der ganzen Erde findet man, es sei denn bei den Indianern der Sirra Madre von Mexiko und bei denen von Bolivia, nicht einen solchen Fremdenhaß wie bei den Berbern in und am mittleren Atlas. Dieser Haß ist viel stärker und ausgeprägter, als die Abneigung des Mohammedaners vor Andersgläubigen. Der Berber ist überhaupt kein sehr eifriger Jünger des Propheten. Die beregte Abneigung dient dazu, den geschilderten Haß zu steigern, sie ist aber nicht seine Wurzel. Des weiteren sind die Berber äußerst mannhaft und kriegslustig. Der Marquis de Segonzac, vielleicht der beste Kenner Marokkos in der Gegenwart, sagt: Die Berber sind die unbändigste Rasse der Erde. Sie haben es nicht verhindern können, daß zu wiederholten Malen fremde Eroberer sich in ihrem Gebiete niederließen; bis jetzt aber ist es ihnen noch jedesmal gelungen, sie hinauszujagen, oder sie mit Haut und Haar zu vertilgen. In den vorchristlichen Jahrtausenden wehrten sie sich mit Erfolg gegen die Pharaonen und sind des öfteren mit riesigen Scharen in Ägypten selbst eingebrochen. Ebenso erhoben sie sich, von den Römern ermutigt und wirksam unterstützt, gegen die Karthager und sahen mit Genugtuung, wie deren Herrschaft schwand, und wie ihre Stadt dem Erdboden gleich gemacht wurde. Dann aber, als die Römer und später die Vandalen an die Stelle der Karthager getreten waren, fügten sie sich zwar länger als ein halbes Jahrtausend zähneknirschend dem fremden Joche, ohne jedoch ihre Eigenart einzubüßen. Wir hören sogar von Seeräubern, die im dritten und vierten Jahrhundert aus Mauretanien in Spanien ein-

fielen, um dort mit Mord und Brand zu hausen. Als die Herrschaft der Christen, zuletzt durch Byzanz dargestellt, schwächer wurde, da stürzten sich die Eingeborenen mit heißem Grimm auf die Reste der antiken und christlichen Kultur und fegten sie mit Stumpf und Stiel weg. Nur eine Anzahl von mächtigen Ruinen, von zertrümmerten Tempeln, Steinpalästen, Kastellen und Kolosseen zeugt noch von der verschwundenen Römerpracht. Die Öde der Wüste umfing sie wieder; Sandstürme verschütteten sie ganz oder zur Hälfte. So siegte die einheimische Natur über die aus der Fremde hereingetragene Kultur. Erst die Araber haben einen dauernden Eindruck gemacht. Allein auch gegen sie wandte sich mehr als einmal die lodernde Empörung der Berber. Der gefährlichste Aufstand war der von 742, bei dem an 300000 Berber getötet wurden. Die Araber sind nun schon über 1200 Jahre im Lande. Es scheint jedoch, daß sie seit einigen Geschlechtern anfangen nachzulassen. Das überwiegend arabische Atlasvorland ist französisch geworden; das so gut wie ausschließlich berberische Rif ist unabhängig geblieben. So hat sich das einheimische Element auf die Dauer doch als stärker erwiesen denn die aus Asien gekommenen Semiten.

Der Hauptzug der Rasse ist eine unverwüstliche Lebenskraft. Die Leidenschaft, von der sie beseelt ist, äußert sich in Haß und Liebe, in Krieg und einer überschäumenden Geschlechtslust. Der Trieb tobt sich offen aus. Segonzac sagt von den Männern seiner Karawane, die in ein fremdes Dorf kamen: Der Knoten, der mit den Dörflerinnen nachmittags geschlungen wurde, wird gegen Mitternacht schon gelöst. Im Rif zwar scheinen die Kabylen streng auf Sitte, auf Familie zu achten, und Untreue wird streng bestraft; im Süden dagegen und vollends in der Sahara, ebenso bei den Oschebala, waltet lockere Freiheit. Die junge Wüstenbewohnerin sattelt, wenn die Sonne gesunken, ihr Rennkamel, um noch 20 bis 52 Kilometer zu ihrem Buhlen im benachbarten Zeltlager zu reiten. Die Freiheit äußert sich auch darin, daß Berberfrauen und -Mädchen ohne weiteres, was für eine Mohammedanerin und auch für die meisten Christinnen unstatthaft ist, sich von Fremden anreden lassen oder gar selbst mit der Unterhaltung beginnen. Auch denken die Berberinnen nicht daran, nach islamischer Sitte ihr Gesicht zu verhüllen. Überhaupt bewegen sie sich recht ungehindert. Man kann ganzen Trupps von ihnen begegnen, die ohne Männerbegleitung im Gebirge herumwandern. Sehr verbreitet scheint bei den Berbern die Knabenliebe zu sein. Mouliéras, der französische Forscher, der



in seinem „Maroc inconnu“ allerdings auch manches Phantastische bringt, erzählt Grausliches.

Die Sinnlichkeit der Berber findet einen Ausdruck in der Kunst. Wir werden an anderer Stelle das nötige sagen.

Sehr umstritten sind andere Eigenschaften. Den einen Beurteilern gelten die Berber für einfach, patriarchalisch, gastfrei und tapfer, den anderen ganz im Gegenteil für habsüchtig, hinterlistig und erstem Kampfe abgeneigt. Es wird da vor allem sehr viel darauf ankommen, ob der Berber mit einem Fremden oder Einheimischen, mit einem Freund oder Feind zu tun habe. Sodann sind die Stämme sehr verschieden. In dem feuchtheißen Sus sind sie etwas weichlich, in der noch heißeren, aber wenig fruchtbaren Landschaft Draa, in den ähnlichen Strichen südlich vom mittleren Atlas, endlich in den rauhen Hochgebirgstälern des Rif sind sie gestählt durch Entbehrungen und kriegerisch. Auch darf man sich nicht wundern, wenn früher die Berber vor neuzeitlichem Kriegsgeräthe, vor Kanonen und Flugzeugen ängstlich zurückwichen; heute, zumal viele von ihnen den Weltkrieg mitgemacht haben, sind sie an diese Kampfmittel gewohnt und suchen sie ihrerseits gegen die Europäer zu verwenden.

Die zweite Haupttrasse sind die Araber. Über sie kann man sich kurz fassen, da sie ja aus anderen Ländern und aus der allgemeinen Geschichte genugsam bekannt sind. Sie sind zwar als Ausbeuter nach dem Maghreb gekommen und bleiben das in der Hauptsache noch heute; auf der anderen Seite sind sie die Träger einer höheren Geisteskultur und einer feineren Baukunst. Sie sind ungemein empfindlich für ihre Familienehre und huldigen, wie freilich auch ausgesprochenermaßen die Berber, der Blutrache. Sie haben einen erstaunlichen Sinn für Überlieferung und Genealogie. Der Türke und manchmal auch der Berber weiß kaum von seinem Großvater; der Araber kennt den Stammbaum seines Pferdes bis zu den Zeiten des Propheten hinauf. Dergestalt kann aus mündlicher und häufig auch aus schriftlicher Überlieferung, welche letztere jedoch nicht immer vorliegt und zum mindesten nicht immer zum Druck befördert wurde, das Schicksal einzelner Araberstämme von Asien bis zu dem äußersten Westen erschlossen werden. Wir haben Kunde von derartigen Stämmen, die im siebenten, und anderen, die erst im elften Jahrhundert aus ihrer arabischen Heimat hervorbrachen, um quer durch den schwarzen Erdteil nach den atlantischen

Küsten zu wandern, und die noch heute den Zusammenhang mit ihrer Urheimat pflegen.

Der Araber ist wohl gastfreier als der Berber. Er hat sicherlich mehr Lebensart. Er ist großzügiger, gewandter, schmiegsamer, weltmännischer, allerdings auch unzuverlässiger. Er ist der gescheiterte Politiker. Er weiß die Fremden besser zu nehmen. Er ist ein Händler und Wucherer. Er ist ein raffinierter Genießer, während der Berber nur eine polternde barbarische Ausgelassenheit kennt. Er behandelt seine Frauen insgesamt schlecht. Da er sich überwiegend in den Besitz der fruchtbaren Striche, insbesondere des Atlasvorlandes, gesetzt hat, während er die unfreundlichen und unfruchtbaren Gebiete der Urrasse überließ, ward er im Lauf der Jahrhunderte durch den leichten Erwerb und durch zügellosen Genuß verweichlicht und hat dadurch an kriegerischer und sonstiger Tüchtigkeit eingebüßt. Schon seit einem Vierteljahrhundert ist daher der Araber in Nordwestafrika gegenüber dem Berber im Zurückweichen begriffen. Seine Mißerfolge gegenüber den Europäern in politischer wie auch wirtschaftlicher Beziehung bezeugen dies und haben ihn neuerdings in den Augen des Berbers, der weder staatlich noch wirtschaftlich den Druck der Weißen so empfindlich spürt, herabgesetzt. Freilich ist es gar kein leichtes Stück, in jedem einzelnen Falle und gar bei ganzen Stämmen zu entscheiden, selbst wenn sie ausschließlich oder in der Hauptsache die semitische Sprache reden, ob das Araber- oder aber das Berberblut überwiege. Infolgedessen ist es häufig recht mißlich, die seelische Eigenart und die Charakterzüge der beiderseitigen Rassen scharf von einander zu trennen. So huldigen zwei Lastern beide Rassen zu gleichen Maßen, dem erotischen und der Trunksucht. Allgemein wird Alkohol in großen Mengen vertilgt. Seit einigen Jahrzehnten ist dazu noch ein übertriebener Teegenuß gekommen. Wie bei uns sich viele Leute durch Alkohol ruinieren, so werden gar manche Marokkaner arm, weil sie maßlos dem Teetrinken frönen. Auf die Nerven der Bevölkerung hat das keinen günstigen Einfluß. Ebenso dürfte es schwer sein, zu beurteilen, welche Rasse der Syphilis mehr ausgesetzt sei; wahrscheinlich aber doch die arabische.

Den Arabern verwandt ist ein dritter Schlag, über dessen Herkunft jedoch keine Einstimmigkeit herrscht. Nur darüber besteht kein Zweifel, daß er aus Spanien einwanderte. Man nennt ihn höchst ungeeigneterweise maurisch. Es sind das angeblich die Nachfahren von Nordafrikanern, die im Mittelalter nach Spanien

kamen und die seit der Niederlage am Rio Salado 1340 und der Eroberung Granadas 1492, aus der iberischen Halbinsel nach den Barbaresken zurückkehrten. Es sind aber offenbar dabei sehr viele Spanier, die einst romanisch und christlich waren, die aber im Laufe der Jahrhunderte islamisiert und arabisiert wurden. Nach den Personen, die ich in Marokko gesehen, möchte ich sogar glauben, daß das romanische Element überwiegt. Es sind durchwegs schöne Erscheinungen mit wohlgebildetem Kopf- und Körperbau, mit geraden edlen Nasen und mit großen strahlenden schwarzen Augen.

Die Neger waren, wie das aus der Bezeichnung Melano-Gätuler hervorgeht, schon seit Uranfang im Lande. Wenn sie aber früher im wesentlichen nur den Südsaum Marokkos und auch den nur zum Teile erfüllten, so sind sie in den letzten Jahrhunderten weiter nach Norden vorgerückt. Es entspricht dies möglicherweise einem allgemeinen Gesetze; denn auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, auf Malta, in der Türkei, sowie in der Geschichte Portugals (seit 1440) und in der Geschichte Frankreichs (seit dem Weltkriege) kann man eine Verschiebung der Neger von Süden nach Norden beobachten. Die Schwarzen sind aber nicht nur zahl-, sondern auch einflußreicher geworden. Sie bilden eine eigene Truppe bei den Mokhazni, den Regierungstruppen (von Makssen), nämlich die Boachri, nach einem aus Bochara stammenden Schutzheiligen genannt. Ein Schwarzer, Ba Achmed, war gegen 1900 sogar Großwesir. Soweit diese Neger sich islamisiert haben, hegt der Marokkaner keine Abneigung gegen sie. Wohl aber hat er einen Widerwillen gegen heidnische Schwarze, wie die von Frankreich seit 1911 importierten Senegaler, weil diese Heiden ihnen gar zu tierisch sich gebärden, besonders auch, weil ihre halb- oder dreiviertelnackten Weiber heftig gegen moslimische Anstandsbegriffe verstoßen.

Sehr zersplittert und in ihren Ursprüngen zerklüftet sind die 200000 Juden. Es heißt, daß schon 300 nach Christi oder gar schon zur Zeit der Claudier ganze jüdische Stämme in Marokko gesessen hätten. An und für sich ist das keineswegs undenkbar, waren doch annähernd ebenso früh derartige Stämme in Südarabien und in Abessinien, wobei zu bemerken, daß ein jüdischer, jedoch islamisierter Stamm des Hadramaut jüngst beim Oberrabbiner von Jerusalem seine Wiederaufnahme in die mosaische Gemeinschaft nachsuchte. Wie gesagt, nicht unmöglich. Nur ist es bisher nicht gelungen, wirksame Beweise dafür zu erbringen. Als der Feldherr Tarik nach Spanien überzusetzen gedachte, verhandelten mit ihm spanische

Juden, um den Westgotenkönig zu verraten. Seitdem, wenn nicht schon vorher, haben sich Juden nach Marokko gewandt. In den ersten Zeiten spielten sie dort eine beachtliche, wenn nicht gar glänzende Rolle, genau wie an dem Hofe von Cordoba. Danach jedoch, ungewiß seit welchem Jahrhundert, sind die Juden des Maghreb immer mehr in Verachtung gesunken. Sie wurden in streng abgeschlossene Ghettos, die sogenannten Mellachs, gesperrt. Ein Gläubiger hielt sich für verunreinigt, wenn er mit einem Hebräer in Berührung kam. Er hielt es sogar unter seiner Würde, einen Enkel Abrahams tötzuschlagen, nur um sich nicht mit seinem Blute zu beflecken. Trotzdem verstanden es die Juden, wie überall, so auch im Maghreb die Geldgeschäfte an sich zu reißen, und so allmählich im Erwerbsleben, in Handel und Wandel vielfach den Ausschlag zu geben. Wie im mittelalterlichen Europa, so wurden sie auch dort von den Herrschern zwar beschützt, aber tüchtig ausgebeutet. Bei allen möglichen Gelegenheiten hatten sie Sonderabgaben zu entrichten. Wenn die Nachricht, daß Mulai Ismail 1200 Kinder gehabt habe, vielen Lesern übertrieben vorkommen mag, so können wir seinen Zweifeln entgegenhalten, daß wir aus einer Chronik von Meknes ganz genau darüber unterrichtet sind. Die Judenschaft von Meknes war nämlich gehalten, bei der Geburt eines kaiserlichen Prinzen ein juwelenbesetztes Schwert und bei der einer Prinzessin einen kostbaren Ring zu spenden. Das trat nun so ziemlich jede Woche ein, und die so Gekränkten schrieben in ihrem Grimm die für die Geburtsfeste angeforderten Ausgaben getreulich nieder. Die Juden des Maghreb setzen sich in der Hauptsache aus zwei verschiedenen Gruppen zusammen: solchen, die seit alters dort angesessen waren, und solchen, die seit rund 1300 aus England, Spanien, Portugal, Frankreich und Holland vertrieben wurden.

Ein schier übermenschliches Unternehmen ist es, die Zahl der Bevölkerung richtig zu schätzen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Franzosen selbst heute nur ein Drittel oder höchstens die Hälfte Marokkos so einigermaßen beherrschen, und daß der Sultan, wie alle orientalischen Regierungen, mit Ausnahme der japanischen, nie einen ordentlichen Zensus durchgeführt hat. Die Schätzungen schwanken zwischen 3 und 20 Millionen. Das ist schon eine erstaunliche Spannung. Man sagt den Fransosen nach, daß sie bis 1911 in ihren Schriften mit Fleiß die Kopfzahl der Marokkaner niedrig gehalten oder gar wider besseres Wissen herabgesetzt hätten, um nur ja nicht die Nebenbuhler auf die überragende Bedeutung

des Landes aufmerksam zu machen. Man hat jedoch die Erfahrung gemacht, daß auch nach 1911, als von der berühmten Nebenbuhlerschaft nichts mehr zu fürchten war, die französischen Darsteller niedrige Zahlen bevorzugten. Einzig und allein Mouléras, den jedoch schon sein allzu blühender Stil als übertreibenden Enthusiasten erscheinen läßt, fabelt von 20 Millionen. Ein anderer Franzose, Tissot, verstieg sich um die Wende des Jahrhunderts nur zu 12 Millionen. Die Deutschen gaben noch kleinere Zahlen an, nämlich Lenz 8 und Rohlf's  $6\frac{1}{2}$  Millionen. Meyers Konversationslexikon von 1896 bezifferte die Berber auf 3,75, die Neger auf 0,5, die Juden auf 0,2 Millionen und die Europäer in den Hafenplätzen auf 3400. Eine Schätzung der Araber wurde mit einer solchen der Mauren verbunden und auf 3,55 Millionen festgelegt. Diese Angaben gehen offenbar auf Lenz zurück, der immerhin sich nicht gerade lange in Marokko aufhielt und nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt des Landes mit eigenen Augen sah. Wir müssen die Sache dahingestellt sein lassen. Der Stadt Fes mag man 100000 bis 120000, der Stadt Marakesch 70000 bis 80000 Bewohner zubilligen. Inzwischen aber ist die Zahl der zugewanderten Europäer stark gewachsen. Man darf füglich glauben, daß trotz aller Wirren durch den Bau von Eisenbahnen und den allgemein verbesserten Verkehr, durch die gesteigerten Erwerbsmöglichkeiten angestachelt, auch die einheimische Bevölkerung seit 1911 sich eines beträchtlichen Zuwachses erfreut habe. In jedem Falle ist das Zahlenverhältnis der Europäer, zu denen sich einige hundert Amerikaner beigesellen, zu der Masse der Eingeborenen jetzt günstiger als in irgendeinem früheren Jahrhundert und sogar zur Römerzeit, nämlich ungefähr wie 1 zu 20.

Man konnte es vom Auswärtigen Amt nicht erwarten, daß es in den Strabo blickte. Dort hätte es sich nämlich davon überzeugen können, daß schon im Altertume die Fruchtbarkeit Mauretaniens hochberühmt war und hätte dann vielleicht sich doch besonnen und Marokko nicht für eine Sandbüchse erklärt. Strabo kann die Größe der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in Mauretanien nicht genug rühmen. Es wüchsen dort Trauben, die eine Elle lang würden. Es gäbe Getreidefelder, die 240fältigen Ertrag gäben, und Halme von 5 Ellen Höhe. Dabei werde die Erde nur mit zusammengebundenem Wegdorn aufgekratzt. Das Land sei einträglicher und leistungsfähiger denn Numidien (das heutige Algerien). In der späteren Zeit lebten einmal die Römer acht Monate lediglich

von der marokkanischen Kornkammer. Das erzählte Josephus (71 n. Chr.). Von zwei, ja drei Ernten jährlich wird berichtet.

Der mauretanische Weizen liefere das schmackhafteste Brot von der Welt. Auch Leo Afrikanus lobt des langen und breiten die Fruchtbarkeit des Landes. Wie gut man in Marokko zu essen verstehe, das hätte schon im vorigen Jahrhundert der Gesandte Schenk von Schweinsberg an die Wilhelmstraße berichten können. Als er einen Besuch in Marakesch machte, setzte man ihm ein Gastmahl von 81 aufeinanderfolgenden Gerichten vor. Der Verfasser bekam, gemäß seiner weit geringeren Würde in Marakesch nur 35 Gerichte vorgesetzt. Ich bemerke nur beiläufig, da die Wilhelmstraße auch das Vorhandensein von Metallen hartnäckig in Abrede stellte, daß auch die Ausfuhr von Metallen aus Marokko schon seit Jahrhunderten bekannt war. Arabische Schriftsteller sprechen im 12. Jahrhundert von großen Gold- und Silberminen. Der Brockhaus von 1840 kennt die Ausfuhr von Kupfer. Dort, wo Wasser vorhanden, liefert Marokko den fruchtbarsten Boden der Erde. Wenn wir in Deutschland einen zehnfachen Ertrag von Korn als befriedigend erachten und nur in der Magdeburger Börde einen zweiundzwanzigfachen erzielen, wenn Mesopotamien einen hundert- und sogar zweihundertfachen Ertrag aufweisen kann, so sind auf marokkanischem Boden Saatkörner nicht selten, aus denen mehr als 1000 Körner entsprossen. Das Getreide steht wie ein Urwald. Ich habe selber auf dem Gute eines Freundes bei der Ernte (die dort schon Mitte Juni anfängt) mit Hand angelegt und weiß, wovon ich rede. Mit fünf- und sechsfacher Bespannung der Erntemaschine kann man durch das üppigwachsende Korn kaum durchfahren, und wie oft sind wir nicht steckengeblieben! Alles gedeiht in Marokko, wo nur immer es regnet, oder wohin ein Wasser geleitet werden kann, vortrefflich. Alles reckt sich zu weit größerer Höhe empor, als bei uns oder in der nördlichen Hälfte des Mittelmeeres. Hafer wächst dreimal so hoch als in Europa. Vortrefflich gedeiht Mais und Lein. Ein Enthusiast meinte: sogar die Mistkäfer sind fünfmal ansehnlicher als in Europa. Weinreben, die bei uns vier und nur in günstigen Fällen drei Jahre brauchen, bevor sie reife Trauben tragen, bringen in dem Lande des Scherifen schon im ersten Herbst eine anständige Ernte. Ölbäume, die in Dalmatien und Italien kaum je fünf Meter erreichen, werden bei Marakesch wie eine Rieseneiche. Alle unsere Küchengewächse gedeihen in Marokko, dazu noch Südfrüchte, Melonen, Orangen und Zitronen, Granaten und Mandeln, sogar

Bananen. Im trockenen Süden ragen überall die Dattelpalmen zum Himmel. Neuerdings sind noch allerlei exotische Gewächse eingeführt worden, die sehr gut anslugen. Auf einem Mustergute, das Alfred Mannesmann eine halbe Tagereise von Casablanca angelegt hatte, war Eukalyptus, der geschätzte australische Fieberbaum, der so rasch wächst und aus dessen Blättern man einen Trank gegen Malaria gewinnt, und war die mandschurische Soyabohne angepflanzt. Mannesmann hatte ferner zahlreiches Zuchtvieh eingeführt, friesische Milchkühe, Eber aus Cornwall, Schafe, ich glaube aus Holstein. Von Hülsenfrüchten gedeihen besonders gut Bohnen, Erbsen und Linsen. Fernerhin sind hervorzuheben Fenchel, Koriander, Kanariensamen und Kümmel. Tabakkulturen konnte ich vor dem Kriege nicht bemerken; doch sind sicher dafür einige feuchte Küstenstriche, wie die von Mehedia recht günstig; wahrscheinlich auch für Baumwolle.

Ein Wort über die landwirtschaftlichen Löhne. Ich kann allerdings nur über die Zustände aus der Friedenszeit sprechen. Damals bekamen Tagelöhner  $2-2\frac{1}{3}$  Pesetas Hassani (nach dem Sultan Mulai Hassan), das ist 1,20 oder 1,50 Mark, im Tage, Frauen und Kinder dagegen nur 30 Pfennige. Alles das ohne Essen. Also furchtbar billig. Freilich kam es auch oft genug vor, mit Vorliebe mitten in der Ernte, daß an einem einzigen Tage sämtliche Arbeiter wegliefen, angeblich, weil sie mit der Behandlung nicht zufrieden waren. Es ist sehr mißlich, darüber zu urteilen. Auf der einen Seite nehmen die Einheimischen leicht Anstoß an irgend einem Wort oder einer Gebärde, an dem und bei der sich der Herr gar nichts gedacht hat; tut nichts, sie sind beleidigt, und gehen fort. Auf der anderen Seite haben die Marokkaner, wenigstens die des Atlasvorlandes, eine recht dicke Haut und nehmen sogar Schläge gar nicht übel. Selbst Frauen werden des öfteren geprügelt. Unter einander sind sie womöglich noch weniger zartfühlend. Alle Augenblicke ist ein heftiger Streit, der in Tätlichkeiten ausartet, und ich habe es mehr als einmal gesehen, daß ein Mann seine Frau schlug. Beinahe noch schlimmer sind die Frauen untereinander; sie heben ihre Röcke auf, um ihre Verachtung zu zeigen und zeigen ihre Kehrseite. Die Männer werfen sich bei einem Zank kindskopfgroße Steine auf den Schädel, und man erlebt es dann nicht selten, daß einer auf dem Platze bleibt.

Weit besser sind die Handwerker, besonders die städtischen, bezahlt. Maurer und Steinmetzen erhielten 5—7 Pesetas Hassani.

Die Stadt übt in Nordwestafrika denselben Zauber aus wie bei uns. Auch ein Marokkaner treibt sich lieber hungernd und lungernd in der schweren, schwülen Luft der Stadt umher, als draußen auf dem Lande bei guter Luft und Kost, bei einem in Anbetracht der Verhältnisse hübschem Lohn zu arbeiten. Dabei hört die Arbeit schon lange vor dem Sonnenuntergange auf, und geschieht namentlich die Auslöhnung der Frauen schon gegen 4 Uhr nachmittags.

Eine Eigentümlichkeit der Einheimischen sind die Matamoren. Das sind unterirdische Vorratskammern, in denen weniger gegen Hungersnot, die höchstens eintreten kann, wenn Heuschreckenschwärme einfallen, als gegen Räuber und die raffgierigen Sendboten des Sultans, große Getreidemengen aufgespeichert werden. Bei der durchgängigen Trockenheit der Luft hält sich das Korn in den Matamoren 14—16 Jahre. Diese Kammern werden weit weg von dem Duar angelegt und der Ort geheim gehalten. Bei den unaufhörlichen Wirren und Kriegsläufen ist es vorgekommen, daß die Söhne entweder auf einem Schlachtfelde gefallen oder sonst verschollen waren und daß der Hausvater, bevor er auf dem Totenbette das Geheimnis weitergeben konnte, eines plötzlichen Todes verblieh. So soll eine ziemliche Getreidemenge in den Matamoren nutzlos umgekommen sein. Wenn man die unterirdischen Speicher öffnet, so muß man sehr achtgeben, daß man nicht gleich eintritt. Die Luft der lange geschlossenen Kammern ist giftig und hat schon manchen Menschen getötet. Man muß einige Zeit warten, bis frische Luft eingedrungen ist.

Die Marokkaner sind zwar in der Hauptsache ein Bauernvolk; sie hatten jedoch von neuzeitlicher Landwirtschaft keine Ahnung. Durch die Europäer nahm der Ackerbau einen riesenhaften Aufschwung. Zugleich wurde durch deren stets wachsende Zahl der Bedarf nach Ackerland immer dringender. Die Folge davon? Der Preis des Bodens stieg ins Unermeßliche. Schon vor dem Kriege erzählte man von Fällen, wo sich der Bodenwert auf das 5—10000 fache vermehrt hat. Ehedem konnte man einen ganzen Hektar für 5 Mark bekommen. Am schnellsten hob sich naturgemäß der Preis in der Nähe der Städte. Graf Pfeil kaufte ein Stück Bauland vor den Toren von Casablanca für 230 Mark; 10 oder 12 Jahre später wurde ein Teil davon und nicht der größte für  $1\frac{1}{4}$  Millionen Franken verkauft. Seitdem ist Casablanca vollends nach amerikanischem oder sibirischem Maßstabe gewachsen. Die Stadt, die Anfang des Jahrhunderts 4000 Einwohner hatte, darunter etwa 400 Europäer, soll



jetzt  $\frac{1}{4}$  Million überschritten haben; weitaus die meisten davon sind Weiße.

Wir gehen zur Viehzucht über. Vor 1900 schätzte man den Bestand von Schafen auf 14 Millionen, von Ziegen auf 10—12, Rinder 5—6, Maulesel und Esel 4, Pferde und Kamele auf je  $\frac{1}{2}$  Million.

Hochberühmt sind die Berberrosse. Ich habe eines gesehen, das in 22 Stunden 132 Kilometer zurückgelegt hat. Der Württemberger v. Maur zwang es zu dieser Anstrengung. Er befand sich in Marakesch, als dort sich das Volk im Anfange diesen Jahrhunderts gegen die Christen erhob, und ritt mit seinem Freunde Marx schnurstracks nach Mogador, und ist so glücklich der Verfolgung entronnen. Die englische Vollblutzucht, die auf nur drei Beschälern aufgebaut ist, zählt unter ihren drei Ahnen zwei Berberhengste. Über den Ursprung der Rasse streitet man bis heute. Die erste Nachricht, die wir von ihr haben, stammt aus dem 15. oder 14. Jahrhundert v. Chr. Damals wurden Libysche Pferde von einem Händler nach Kreta verfrachtet. Die Art des Pferdes ist daraus zu erkennen, daß es, wie stets die Kamele, durch Nasenbänder, nicht aber durch ein Gebiß gelenkt wird. Nun gleicht jenes Libysche Roß der Kretischen Fracht durchaus dem Roß, das auf den Skulpturen des Parthenon erscheint. Ferner behauptet ein Kenner, daß der Berberschlag ganz genau dem nordwestdeutschen gleiche. Die Frage entsteht: Wer hat es von wem? Der Norden vom Süden oder umgekehrt? Das führt uns auf die Frühgeschichte des Pferdes überhaupt. Der Urtyp ist das tibetische Wildpferd, der equus Przwalsky. Eine gezähmte Abart von ihm ist das persische Roß, vielleicht das beste der Erde. Ich halte dafür, daß der Perser der Urvater des Arabers sei. Das eine ist ganz sicher, daß die Araber zur Zeit Christi oder nicht lange davor überhaupt das Pferd garnicht kannten, sondern lediglich auf Kamelen ritten. Das ist umso verwunderlicher, als schon um 1500 vor Christi das Pferd in dem benachbarten Mesopotamien auftaucht und ungefähr zu gleicher Zeit in Ägypten. Es wird vor den Streitwagen gespannt, indes noch Jahrhunderte hindurch nicht geritten, wie auch im trojanischen Kriege es noch keine Reiterei gibt. Nun wissen wir einerseits, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Kassi das Pferd nach Mesopotamien und die wohl mit ihnen verwandten Hyksos es nach Ägypten brachten, andererseits, daß schon vor 200 arische Hindu in Mesopotamien auftauchen. Altägyptisch heißt das Pferd Htn,

tibetisch und in tibetoiden Sprachen Indiens Hutu oder Gotu, womit unser Hottepferd und das altnordische Got (Hengst) zusammenzufügen ist. Inmitten des Textes einer hetitischen Sprache, die Forrer vor drei Jahren entdeckt hat, finden sich Stellen, die auf Pferdezucht abzielen, und siehe da! Diese Stellen sind in einer arischen, dem Altpersischen nahestehenden Sprache verfaßt. Auch werden die Libyer neuerdings vielfach als arische Einwanderer angesehen. Aus diesen Tatsachen werden wir den Schluß zu ziehen haben, daß zwar die Rasse des Streitrosses, das sich (deutlich von dem Zwergpferde und ebenso von dem schweren Kaltblüter unterscheidet) auf anarischem Gebiete zu suchen ist, daß aber dieses Roß zuerst von Ariern, wenn nicht gezähmt, so doch für den Krieg hergerichtet und benutzt wurde. Allerdings bleibt auch dann noch immer die Frage offen, ob dieses gezähmte Pferd quer durch Europa oder aber, eben durch jene Libyer quer durch Nordafrika hindurch und dann über Spanien, nach Nordwesteuropa gelangt sei. Möglich wäre es sogar, daß von einem östlichen Ausstrahlungspunkte der kriegerische Schlag zugleich nach Nordwesten, wie nach der Berberei, gelangt wäre. Ist das der Fall, so wäre das eigentlich ein Armutszeugnis für die nördlichen Züchter, daß sie, weit entfernt, sich auf derselben Höhe halten, wie die nordafrikanischen, vielmehr, um den heruntergekommenen (vielleicht durch die Zivilisation zermürbten und geschwächten) Schlag zu verbessern, Hengste der südlichen Verwandten einführen müssen. Übrigens macht man auch in der Gegenwart die unaufhörliche Erfahrung, daß unsere, namentlich aber die verwöhnten englischen Vollblüter, nach nur zwei bis drei Geschlechtern entarten, daß ihre Hufe, durch die grünen Rasen und den Sand der Rennplätze erweichlicht, ihre Härte verlieren, daß ihr Magen empfindlich wird, so daß eben immer wieder arabisches Vollblut frisch hereingebracht werden muß. Die Söhne der Wüste und der Steppe, Araber- wie Berberrosse, haben den Vorteil eines entbehrensreichen, anstrengenden und oft hungrigen Lebens, eines harten Kampfes ums Dasein, der sie vor Verweichlichung schützt.

Hochgezüchtet sind ferner die Maulesel und Maultiere. Sie bringen sogar im Durchschnitt einen höheren Preis als die Pferde. Für bequeme Leute, namentlich für längere Reisen, ist der sanfte, wiegende Schritt der Muli angenehmer als der Stechschritt und der Zuckeltrab unruhiger Rosse. Frauen ziehen daher insgesamt das Maultier vor. Nur der Maskatesel ist noch edler als der marokkanische.

In Rinderrassen bin ich zu wenig bewandert, um darüber Ent-

scheidendes sagen zu können. Von dem schwarzen iberischen Rinde, mit dem laut Kaltenecker das nordafrikanische verwandt ist, habe ich eigentlich wenig bemerkt. Es gibt einen schwächlichen, kleinen Schlag von Rindern und einen großmächtigen mit starken Hörnern, der schier an Friesen erinnerte. Jedenfalls sind die Stiere beim Pflügen sehr leistungsfähig, während der Milchreichtum der Kühe zu wünschen läßt (nur vier Liter täglich).

Ausgezeichnet sind die Schafe und Ziegen. Das trockene Klima ist für sie ebenso vorteilhaft wie bei Angora und in Südanatolien. Schon vor 20 Jahren waren ihre Häute eine begehrenswerte Ware. Ich habe einen Engländer bei Mogador getroffen, der jährlich nicht weniger als eine halbe Million von Ziegenhäuten verfrachtete. Zum Fleischgenuß werden hauptsächlich Schafe, seltener Ziegen verwandt. Ich denke oft an ein Gespräch, das wir einmal mit einem Talib beim Eisenberg (Dschebl Hadid hatten. „Wie groß mag wohl die Kopfzahl in Mogador sein?“ Der Talib erwiderte sofort: „Das weiß Allah allein.“ Dann aber, sich schwerfällig besinnend, fuhr er langsam fort: „Ja, wenn ich mir die Sache so überlege und wenn ich berücksichtige, daß beim Suk el Arbi (Wochenmarkt) ungefähr 200 Schafe verkauft werden, daß von einem Schaf etwa zehn Leute eine Woche lang leben, und daß nur die Hälfte der Bevölkerung sich diesen Luxus leisten kann, so kämen wir auf  $200 \times 10$  für die Hälfte, mithin auf 4000 für die Gesamtheit der Einwohnerschaft von Mogador.“

Von Kamelen ist wenig Rühmliches zu berichten. Im Atlasvorlande werden sie überhaupt nur als Lasttiere benutzt; erst im fernen Süden und im Osten gebraucht man sie auch zum Reiten. In der Neuzeit haben die Franzosen den Gum eingeführt, das Roß- und Kamelreiterkorps. Jedoch Reiter wie Tiere stammen von Strichen weiter östlich.

Ungeheuer ausgedehnt ist die Hühnerzucht. Vorzeiten hatten sich viele Europäer darauf geworfen. Um die Wende des Jahrhunderts kostete ein Ei an der Küste nur einen Pfennig, und weiter im Inneren sogar nur einen halben; auf dem Marke in London erzielte man dagegen sieben oder acht Pfennige. Man ersieht hieraus, welche unwahrscheinlichen, an phönizische und portugiesische erinnernde Kolonialzeiten erinnernde Gewinne mit diesem nützlichen Nahrungsmittel gemacht werden konnten. Freilich, mit der unerwarteten Nachfrage stieg auch sehr rasch der Preis. Schon 1904 betrug die Spannung bloß zwei bis drei Pfennige. Infolgedessen

konnten, wenn man Fracht und Versicherungskosten sowie das Risiko des Faulwerdens in Betracht zog, Preisschwankungen am Londoner oder am Hamburger Markte für der Verkäufer verhängnisvoll werden. Da wußte sich ein Deutscher in Mazagan gut zu helfen. Herr Gründler sah immer richtig den Verkaufspreis voraus und alle Welt wunderte sich, wie ihm nur dies Kunststück gelinge, da es doch damals weder Telegraphen noch Kabel jenseits von Tanger gab. Die Sache war höchst einfach: Gründler hatte Brieftauben abgerichtet, die ihm von Tanger den Preis hertrugen. So war er mühelos seinen Mitbewerbern voraus. Ich war einmal zwei Tage bei diesem trefflichen Manne (er ward wegen nichtiger Gründe Anfang 1915 von den Franzosen hingerichtet) und konnte da den Export aus nächster Nähe beobachten. Je 1400 Eier wurden in eine Kiste gesteckt. Vorher aber wurde jedes Ei durchleuchtet, um es auf seine Gesundheit zu prüfen. Ein einziges faules Ei nämlich, so erklärte man, würde die ganze Kiste faul machen.

Schweine werden natürlich nicht gehalten, da ja die Bewohner durchgehend Mohammedaner sind. Bevor die Franzosen kamen, enthielten sich die Christen auch meist der Schweinezucht, um bei ihren Nachbarn keinen Anstoß zu erregen. Der Keiler jedoch, die Bache und der Frischling, kurz das wilde Schwein, gilt nicht recht als unrein gleich den zahmen Verwandten und wird daher in der Regel (jedoch nicht immer) auch von den Einheimischen verzehrt.

Um das Tierreich zu erschöpfen, seien noch Bienen genannt. Sie haben in den duftreichen Gräsern der Ebenen und in den würzigen Kräutern der Hügel und des Hochgebirges eine herrliche Atzung.

### Metalle.

Seit alters sind die Metalle, zuerst Kupfer und Bronze und von allem Anfang an Gold und Silber, dann Eisen, später Kohle und in der Gegenwart das Erdöl der Nerv nicht nur des Krieges, sondern auch der Industrie gewesen. Kein Zeitalter indessen hat so ungeheure Mengen von edlen und unedlen Metallen erschürft, wie das, so mit der Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldfelder anhebt und über die Massenausbeute von Kohle, Eisen, Kupfer, Zinn, Molybdän und Zink zu den Kriegen der Gegenwart uns das Petroleum hinüberleitet. Um ihre Herrschaft zu behaupten und weiter auszudehnen, dazu waren und sind alle Weltmächte bemüht, beständig neue Minerallager zu entdecken und zu erschließen.

In der Regel haben solche Versuche zu Kriegen geführt, von denen einige weltgeschichtliche Bedeutung beanspruchen dürfen. Am berühmtesten war in der Neuzeit der Transvaalkrieg, der um das Gold des Witwatersrandes ausbrach. Weil konkurrierende Ölmagnaten um die Petroleumquellen Mexikos haderten, ist es dort zu einer Reihe von Bürgerkriegen zwischen verschiedenen Parteien gekommen, von denen jede von einer Ölinteressentengruppe unterstützt wurde. Als Mineralländer kamen jüngst in Aufschwung Ecuador, Venezuela, Sibirien, Persien, Chile und Argentinien. In China glaubte man des öfteren, daß der Hunger nach reichen Kohlen- und Eisenlagern dort einen Bruch zwischen den Großmächten verursachen würde. Man hat sich jedoch davon überzeugt, daß es mit dem Reichtum nicht so weit her war. Zu den Ländern nun, die in der Gegenwart wegen ihrer Metallschätze begehrenswert erscheinen, gehört nun auch Marokko. Es stand bereits eine ganze zeitlang deshalb im Vordergrund der Weltpolitik. Das Land lockte um so mehr, als die schwache einheimische Regierung der Gier der Großmächte keinen irgendwie erheblichen Widerstand entgegensetzen konnte. Die Eifersucht der Mächte aber, die für manche andere Länder die beste Verteidigung gewesen ist, kam zwar auch für das Scherifenreich in Frage. Nachdem jedoch 1904 die Ansprüche Englands und 1911 die Deutschlands ausgeschaltet worden waren, glaubten Frankreich und Spanien, allein das Heft in der Hand zu haben.

Bis zur Auffindung von Phosphatlagern zogen Eisenerze in Marokko die gespannteste Aufmerksamkeit auf sich. Auf ihnen beruhten in erster Linie die Hoffnungen der Gebrüder Mannesmann. Hochwertige Eisenerze gibt es in ganz Französisch-Afrika. So standen eine zeitlang im Mittelpunkt wirtschaftspolitischer Erörterungen die Ünza-Minen auf der Grenze zwischen Algerien und Tunesien. Eine Gesellschaft wurde begründet, an der der Generalgouverneur Algeriens, der ehrgeizige und geschäftstüchtige Jonnart, der Schwiegersohn des Regenten der Bank von Frankreich, Aynard, ferner Krupp und das holländische Welthaus Müller beteiligt waren. Über diese Minen stürzte, wegen der Heranziehung von deutschem Kapital, Jonnart, der zum Kreise der Kolonialgrößen des Senators und späteren Kultusministers Etienne, des Senators Hebrard und derer um Schneider-Creuzot gehörte. In Marokko findet man Spuren eines alten Bergbaus, Stollen, die der phönizischen Zeit zugeschrieben werden, im Dschebel Hadid, nördlich von Mogador. Leo Afrikanus rühmt im 16. Jahrhundert den Reichtum an Eisen. Ver-

mutlich sind die reichsten Vorkommen im Rif. Die Kabylen selbst glauben, daß das Rif die Mutter aller Erze der Welt sei. Schon im vorigen Jahrhundert haben verschiedene Europäer dort eine Schürfung versucht. Mit Unterstützung spanischer Freunde, darunter des Grafen Romanones, der später Ministerpräsident wurde, und seines Veters, des hochgewachsenen jugendlichen Herzogs von Tovar (der in München in das Kapitel der Georgiritter aufgenommen wurde) erlangten die Mannesmann eine Reihe von Rifkonzessionen. Andere Eisenvorkommen befinden sich an den Südhängen des Atlas im Sus, im Gebirge zwischen Kasba Ben Mellât und Wawizert, sodann in den Bergen von Ghitâ, endlich in der Schauja bei Dar Hedidu (Platz des Eisens). Begreiflicherweise sind auch heute noch lange nicht sämtliche Vorkommen, obgleich sie schon längst entdeckt wurden, der Öffentlichkeit bekannt und stehen daher weder in Handbüchern noch in geologischen Fachschriften; denn die Entdecker versprechen sich keinen Nutzen davon, wenn sie ihre Funde der Öffentlichkeit preisgeben. Abschließend kann man nur das eine sagen, daß die Mannesmann den Wert ihrer Konzessionen auf zwei bis drei Milliarden Mark schätzten. Nicht minder ist gewiß, daß die Erze einen hohen Gehalt von purum ferrum aufweisen. Wenn die deutschen Erze nur 30—33 Prozent reines Eisen enthalten, so wurden diese in Marokko wie in Nordschweden einfach auf die Halde geworfen. Erze, die Paul Mohr 1904 aus der Gegend von Mogador mitbrachte, enthielten 63 Prozent. Nach dem, was man hört, kann man allgemein annehmen, daß im Durchschnitt die marokkanischen Erze 60—70 Prozent Eisen enthalten.

Sehr verbreitet ist Kupfer. Das Hauptgebiet, wo es seit Jahrhunderten ausgebeutet wird, ist der Südwesten, namentlich das Sus. Bei Tarudant wird Tagbau getrieben. Auf Grund der reichen Vorkommen ist seit alters eine ausgiebige Kupferschmiedekunst im Sus und in Marakesch aufgeblüht. Bei Udschda gibt es sehr reiche Vorkommen und die Bewohner verfertigen dort seit Menschengedenken kupferne Kessel und anderes Geräte. Ferner gibt es Kupfer im Banigebirge, nördlich der Draa, und im Osten von Marakesch. Sodann im mittleren Atlas zwischen dem gleichzeitig eisenhaltigen Orte Kasta Benni Mellâl und Wawizert, in dem Hügel Kudiet el Maden (aus dem bekannteren nordostanatolischen Argana Maden weiß das Publikum, daß Maden im arabischen Bergbau Mine bedeutet), endlich stößt man auf Kupferkies in Numeragia und Marakesch.

Silber wurde früher mehr ausgebeutet. Die Almorawiden schöpften ihren Kriegsschatz aus Fundstätten der oberen Draa. Lenz hörte von Silberkerzen im Mamorawald, einem Korkeichen-Hügel, einige Stunden von Rabat. Weiterhin soll es Silber geben im Bani, das offenbar ein besonders erreicher Bezirk ist, bei Tarudant, am Messafluß, in den Ghiatabergen südlich von Tesa, bei dem schon genannten Kasta Beni Mellâl, schließlich im Westen des Rif, in der Provinz Dschebala.

Leo Afrikanus kennt Gold im Sus, an den Hängen der Landschaft Mtuga und im Bani. Es soll bei Tese, bei den Dschebala und bei den Rmara (den Helden des Gagernschen Romanes „Das nackte Leben“) in der Nähe von Peno de Velez de la Gomera in einem Gebiete vorkommen, das man bereits das zukünftige Transvaal Nordafrikas genannt hat.

Ein anderes Transvaal ist das schon mehrfach erwähnte Bani. Man hat dort Zink gefunden.

Besonders wichtig wäre die Entdeckung von Kohle und Erdöl. Leider ist darüber wenig zu berichten. Ich habe allerdings mündlich von Petroleum östlich der Schauja gehört, kann jedoch nichts Genaueres darüber angeben. Kampfmayer, dem ich überhaupt in diesem Abschnitt mehrfach folge, sagt überhaupt nichts über Öl. Dagegen berichtet er, daß Lenz von Kohle schmale Bänder bei Tetuan entdeckte, indessen sie nicht für abbauwürdig hielt. Der gleiche Lenz hörte von Kohle im südlichen Atlas.

Blei ist in den Ghiatabergen und wird dort verarbeitet. Eben dort sowie in den Bergen hinter Tädla gibt es Antimon. Dieses seltene Metall fand Rohlf in größeren gediegenen Stücken an den Südhängen des Atlas. Zusammen mit Blei traf man auf Antimon in der Wüste bei Figig und Tafilelt.

Wie in allen Ländern ähnlicher geologischer und klimatischer Beschaffenheit, so in Ostpersien und im nordamerikanischen Utah, ist Salz in den marokkanischen Wüsten sehr häufig. Nämlich als Ablagerung ausgetrockneter und austrocknender Binnenseen. Das ist namentlich bei den Schotts von Ostmarokko der Fall. An der Küste wird das Salz in Salinen gewonnen. Steinsalz enthält die Gegend von Tedla, von Demnat am östlichen Hochatlas und der Südwesten von Tafilelt. Unangenehmerweise sind auch zahlreiche Flüsse salzhaltig, wie bei Fes, deuten hiermit auf Salzlager hin. Einige davon hat Lenz aufgesucht. Wir erwähnen weiter Schwefel bei Tarudant und im Tafilelt; Salpeter, auf dem die Pulverfabrikation

von Fes beruht, Schwefelquellen bei Fes und in Tazerwalt im fernen Süden; Edelsteine und Halbedelsteine, besonders Bergkristalle und Amethyste im Sif. Von wertvollen Erden gibt es Marmor, Walkerde und treffliche Bausteine jeder Art.

Wenn die hochgespannten Erwartungen nur halbwegs erfüllt werden, so werden alle die so reichen Vorkommen Marokkos durch die in den letzten Jahren entdeckten Phosphatlager in Schatten gestellt. Sie befinden sich 130 Kilometer östlich von Casablanca. Bereits hat ein Wettrennen der Konzessionsjäger aus verschiedener Herren Ländern danach eingesetzt. Die begeistertsten Schätzungen versteigen sich bis zu 150 Milliarden Goldfranken, und die Pariser sprachen schon schmunzelnd davon, daß diese Phosphatlager allein schon hinreichen, um die französischen Kriegsschulden zu bezahlen. Die Bescheidensten gingen nicht unter 50 Milliarden herunter. Man mag mit Recht die kostbaren Lager als neuen Beweis dafür sich gefallen lassen, daß unsere Diplomaten sich 1911 grimmig getäuscht haben, daß Marokko keine wertlose Sandbüchse ist; allein man wird füglich gut daran tun, mit seinem Urteil über den tatsächlichen Wert der Phosphatvorkommen zurückzuhalten. Jedenfalls hat die französische Regierung schon beschlossen, eigens eine Bahn nach den Phosphatlager zu bauen, um eine Verfrachtung zu ermöglichen. Außer dem Nutzen, den Privatleute und die Regierung von der Ausfuhr des vielbegehrten Düngstoffes haben werden, ist der große Vorteil nicht zu vergessen, den die Landwirtschaft an Ort und Stelle davon ziehen wird. Bisher freilich ist man in Marokko, wo die Ausländer meistens jungfräulichen Boden in Angriff nahmen, ganz ohne Dünger ausgekommen; in Zukunft wird man dessen keineswegs entraten können.

Die Marokkaner sind kunstbegabt. Wieviel dabei auf die arabische Rasse, wieviel auf die Berber zurückgehe von dieser Anlage, ist schwer zu entscheiden. Ich möchte den Berbern den Vorzug geben. In erster Linie von ausgeprägter Eigenart, zugleich prächtig und von mannigfaltiger Erfindungskraft, ist die Weberei der Marokkaner, die meist, wenngleich unter der Oberleitung eines Mannes, von Frauen ausgeübt wird.

Während im Hausbau und in der Ausstattung der Häuser, während bei Gold- und Kupferschmieden vorderasiatische und sogar indische Muster einen breiten Raum einnehmen, kann man bei der Weberei kaum asiatische Anregungen wahrnehmen. Der marokkanische Teppich ist ein Gebilde für sich. Er malt die Steppe, wie sie im



Frühling mit bunten Blumen sich schmückt. Unerreicht sind die Farben dieser Teppiche. Am berühmtesten sind die von Rabat. Noch eindrucksvoller sind aber, jedoch nur wenig bekannt, die aus dem Sus. Man kann mit ihnen selbst die erfahrensten Kenner in die Irre führen. Ich stellte einem solchen Kenner einen durch funkelndes Rot ausgezeichneten Susteppich vor Augen, und wie lautete sein Gutachten? Wohl von Khorasan! Auch unterscheiden sich diese Kunstwerke stark von den verwandten in Tunesien und Tripolitanien. Etwas weniger verschieden ist die Arbeit der Kupferschmiede in Marakesch und Tarudant von der östlicheren; noch weniger das Lederkunstgewerbe. Jedem Beschauer fallen sofort die großen Ledertaschen auf, die jeder Marokkaner beständig mit sich führt, sodann die gelben und roten pantoffelartigen Schuhe. Die Baukunst steht auf ansehnlicher Höhe. Die besten Schöpfungen hat sie in Fes und Marakesch hervorgebracht. Die Sultanspaläste und die Moscheen in diesen beiden Städten wie ferner in der heiligen Stadt Meknes sind durchaus monumental. Diese Kunst steht jedoch vollständig im Rahmen der allgemeinen „Sarazenischen“ Baukunst. Außer Zusammenhang sind dagegen die gewaltigen Burgen, die sich allerorten in Nordafrika, ganz besonders aber im Berbergebiete von Marokko, erheben. Sie sind in der Regel von riesigen Ausmaßen. Die kleinste ist so groß wie die hohe Königsburg im Elsaß. Wie unsere Ritterburgen, wenigstens die meisten, so sind die marokkanischen Gebäude richtige Festungen, die dann im weiteren Abstände noch von einer Umfassungsmauer beschützt werden. Der Abstand zwischen den eigentlichen Burgmauern und der Umfassungsmauer beträgt nicht selten Hunderte von Metern. Der Zwischenraum ist von einem blühenden Park ausgefüllt. Solche Riesenburgen nehmen manchmal den Platz von einem Geviertkilometer ein. Das größte Gebilde der Art, das wir in Deutschland haben, ist das Schloß von Burghausen, das 1,1 Kilometer lang ist und in der Breite knapp 100 Meter. Im Frühjahr und im Sommer kann man sich nichts Entzückenderes denken, als diese Parkburgen; im Winter freilich mag es da kalt und ungemütlich sein. Von einer besonderen Natureinführung zeugen ferner die unzähligen Kapellen, die für irgendeinen Sidi, einen Ortsheiligen, errichtet, und die wunderzart in die Landschaft hineinkomponiert sind, um dann ihrerseits im unübersichtlichen Gelände als Landmarken zu dienen.

Entsprechend den herrlichen, oft beinahe überirdisch schönen Farben seines Landes hat der Marokkaner eine ausgesprochene Vor-

liebe für helle, grelle Lichter und verwendet im Kunstgewerbe Farben, die wir unter unserem Himmel als schreiend empfinden würden, mit vielem Geschmack. Man sieht das schon bei den Ledertaschen und bei dem Schuhzeug, die hellgelbe, leuchtend braune, burgunderrote und saftgrüne Farben aufweisen. Ferner bei den Gürteln. Sehr anmutig ist das helle Grün der kleinen Kapellen, das an die Bemalung russischer Kirchendächer erinnert, jedoch nicht so giftig ist, und das sich mit unvergleichlicher Wirkung der Landschaft vermählt. Auch in der Tracht, die jedoch nicht entfernt so bunt, so stieglitz- und so pfaunen- oder gar papageienartig ist, wie etwa bei den Montenegrinern, verrät sich die Freude an wirksamen Tönen. Die Mäntel der Marokkaner mit ihrer Kapuze gemahnen übrigens einerseits an das Münchener Kindl, andererseits an die Toga der Römer, die auch höchstwahrscheinlich irgendwie ethnologisch mit der Berbertracht zusammenhängt. Besonders helle und satte Töne bevorzugen die Frauen. Am deutlichsten tritt die Freude am Hellen und Lichten bei den Teppichen zutage. Ich habe mir Mühe gegeben, das Geheimnis ihrer Farben zu entdecken. Bekanntlich ist das noch heute eine Streitfrage, auch in Absicht auf asiatische Erzeugnisse. Ich hörte, daß das Geheimnis auf das Sorgfältigste gehütet wird, und weit öfter, als das der Matamoren, erst auf dem Sterbebett von dem Weber seinem Nachfolger verraten wird. Die Farben bestünden aus der Mischung der verschiedensten Elemente, deren Zahl manchmal sich bis auf 22 erhebe. Und nun kommt das Eigenartige. Man glaubte früher vielfach, daß im Osten nur Pflanzenstoffe gegenüber den Mineralsäften, besonders den Anilinfarben im Westen, angewandt würden. Demgegenüber brachte ich in Erfahrung, daß alle Naturreiche gleichermaßen dazu hersteuern müssen, um eine besonders wirksame und dauerhafte Farbe zu erzielen. Man nehme dazu aus dem Tierreich Blut, von Hühnern und anderen Lebewesen, worunter auch Schnecken; aus dem Pflanzenreiche verschiedene Säfte, über deren Herkunft ich nichts Genaueres herausbringen konnte, endlich mehrere zu Staub gestoßene und mit Blut oder Pflanzenmilch angerührte Mineralien. Wie aber die Vortrefflichkeit der einzelnen Münchner Bräus auf der besonderen Mischung der einzelnen Hefesorten beruht, so hängt auch das endliche Ergebnis der für die Teppiche bestimmten Farbenzubereitung von den Verhältnissen ihrer Mischung wesentlich ab.

Höchst gediegen und vollendet sind die Werke der marokkanischen Flechtereie. Manche ihrer Flachkörbe sind so dicht, daß sie

für kurze Zeit geradezu als Wasserbehälter benutzt werden könnten. Wir gedenken ferner der Töpferarbeiten und nicht zuletzt der Waffenschmiede. Was immer ein solcher Schmied fertigt, ob einen Krummdolch, ob ein Pulverhorn, ob eine Flinte (die in der Regel vorn mit einem aufklappbaren Gestell versehen ist): immer verraten die Arbeiten einen vorzüglichen Geschmack. Berühmt sind auch die Schreiner und Schnitzer, die für das Innere des Hauses entzückende Geräte herstellen.

Weniger Rühmliches kann man über die gesangliche Begabung der Marokkaner und deren Musik aussagen. Es ist ein schrilles, lärmendes Getöse. Ich muß jedoch gestehen, daß ich auf diesem Gebiete nicht sonderlich kompetent bin. Die wenigsten Europäer werden da kompetent sein. Bei besonders feinen Kennern dringt nämlich in jüngster Zeit die Überzeugung durch, daß unsere Musik, wie alle Kunst, wenn man ihr auf den letzten Grund kommt, eine Rassenkunst sei. Genau so, wie die bizarren Verzerrungen der japanischen und chinesischen Malerei einem Ostasiaten weit schöner dünken, als unsere sanftlinigen und für sie langweiligen Bilder, so werde auch in der Musik der Okzident den Orient niemals verstehen und umgekehrt.

In der Hauptsache ist Nordwestafrika ein Bauern- und Viehzüchterland. Eine Kultur jedoch, die Jahrtausende alt ist, sientemalen sie mindestens in das dritte, wenn nicht das fünfte vorchristliche Jahrtausend zurückreicht, konnte ihren höchsten Ausdruck nur in den Städten finden. Die Araber haben dazu wenig beigetragen. Dies Wüsten- und Nomadenvolk hat ja auch in seiner Heimat nur ganz wenig Städte — es ist noch kein Dutzend, wenn man die unter 5000 Seelen nicht in Betracht zieht — und hat in den eroberten Ländern, von Indien bis jenseits der Pyrenäen, nicht eine einzige neue Stadt gegründet, sondern hat lediglich vorhandene in Besitz genommen und seinen Zwecken und seinem Geschmack entsprechend weiter ausgebaut. Wenn wir in Nordwestafrika gleichwohl von mohammedanischen Städtegründungen hören, so können wir ruhig glauben, daß dies lediglich Neugründungen, oder aber, daß die Stifter rein oder überwiegend berberischen Blutes gewesen sind. Die Berber sind gesellig. Sie kennen daher kaum die westfälischen oder bayerischen Einödhöfe. Gewiß, in unfruchtbaren und daher menschenarmen Wüsten sind sie notgedrungen Nomaden und kennen dort auch die Freude des Germanen, wenn er den Rauch seines Nachbarn nicht sieht. Überall dagegen, wo die Bedingungen zum

Anbau günstig sind, tut sich der Berber zu größeren Gemeinschaften zusammen. Er baut seine Dörfer auf den Hängen nach der Art der Kaukasus- und der Abbruzzendörfer; er schwingt sich zu Städten auf, die freilich gern infolge der Anlage ein Dorf nachahmen, als sie wie das weiträumige Tarudant von weiten Gärten unterbrochen sind. Aber nicht nur die Binnenstädte, sondern auch die Hafensplätze wird man auf die Berber zurückführen, die von jeher als verwegene Seeräuber bekannt waren. Die Plätze erinnern an Häfen Istriens und Dalmatiens; besonders der Ort Cherso der gleichnamigen Insel, gegenüber von Abbazia, trägt durchaus einen berberischen Charakter. Einzelne Ortschaften Dalmatiens und Albaniens — ich habe darüber in dem Jahrbuch der Münchner Orientalischen Gesellschaft 1915 gehandelt — tragen mehrfach buchstäblich den gleichen Namen wie Küstenstädte der Berberei.





## VERERBUNG UND ALTER.

Von PAUL KAMMERER, Professor an der Universität Wien.

Von mehreren Seiten — zuletzt von Redfield<sup>1)</sup> und Kendrick<sup>2)</sup> — wurde versichert, daß die besten Kinder von ältlichen Eltern stammen. Aristoteles, Audubon, Burbank, Cuvier, Froebel, Marconi u. v. a. werden als Belege gegeben, weil sie Väter hatten, die nicht jünger waren, als durchschnittlich 54 Jahre. General Michael Collins, den De Valera den „Genius Irlands“ nannte, war das jüngste unter acht Kindern; und sein Vater, der ihn mit 71 Jahren zeugte, war abermals der jüngste unter zahlreichen Geschwistern.

Wie erklären Redfield und Kendrick diese von ihnen behauptete Regelmäßigkeit? Steht sie doch im Widerspruche mit der verbreiteten Ansicht, wonach jugendliche, in Vollsamt stehende Eltern die tüchtigste Nachkommenschaft erzeugen!

Je länger das Leben, desto reicher die Erfahrung. Man spricht von der „Weisheit“ des Alters und sieht darin eine gewisse Überlegenheit, verglichen mit dem oft törichtem Ungestüm der raschen Jugend. Wenn nun erworbene Eigenschaften vererblich sind, so müßten auch die Lebenserfahrungen vererbt werden: Zwar nicht fertig als solche, wohl aber in Form der Disposition oder Anlage. Das längere Leben, gleichbedeutend mit dem erfahrungsreicheren Leben des Erzeugers, gibt also dem Erzeugten selbst wieder größeren Reichtum an Erfahrungen mit. Genauer und richtiger: Es wird dem Erzeugten die Fähigkeit hinterlassen, dieselben Erfahrungen auf leichtere, schnellere Weise zu wiederholen, daher das bessere Vermögen, neue nützliche Erfahrungen dem alten Erfahrungsschatze einzugliedern.

Hier drängt sich sogleich der Haupteinwand auf. Zugegeben, daß erworbene Erfahrungen in Anlagengestalt erblich sind: Müssen dann nicht nebst guten auch die bösen Erfahrungen zum Erbteil der Kinder werden? Ist nicht die Ruhe, Bedächtigkeit, Abklärung reifen Alters eine Folge hemmender Erfahrungen? Somit eigentlich Er-

<sup>1)</sup> „Human Heredity“. Chicago, Heredity Publishing Company, 1921.

<sup>2)</sup> „The Engineer and the Mystagogues“. Western Medical Times, July 1923.

müdungsfolge?: der Mensch „in seinen besten Jahren“ hat sich eben bereits „die Hörner abgelaufen“! Erfahrungen, gute und schlimme, haben das Alter freilich weise gemacht: Sie sind es aber zugleich, die an der Lebensfülle zehrten und in letzter Reihe das Altern selbst verschuldeten! Muß man demnach nicht für einen Erben, der aus gealtertem Ahnenerbe hervorging, eine niemals junge, sondern sofort ebenfalls müde und blasierte Jugend befürchten?

Noch weiter zugestanden, daß es etwas Schönes, Gutes und biologisch durchaus Mögliches ist, wenn die Kinder aus dem größeren Erfahrungsschatze überreifer Eltern organischen Nutzen ziehen: wird dieser Nutzen nicht durch schweren Schaden überboten, wenn die Kinder gleichzeitig die Beschwerden des beginnenden Altersprozesses erben? Auch der Grad bei den Eltern bereits eingetretener Selbstvergiftung ginge auf die Nachkommen über und überimpft so ein beschleunigtes Altern in die Rasse. Würde mit dem Einzeltod dann nicht auch der Rassentod beschleunigt? Mit all diesen drängenden Fragen werden wir uns abzufinden haben.

Schon Lykurgos setzte die untere Altersgrenze für Eheschließungen in Sparta mit 30 Jahren fest; und in neuerer Zeit sind Francis Galton und Havelock Ellis insofern als Vorläufer Redfields und Kendricks zu nennen, als auch sie reife Elternschaft für vorteilhafter erklärten. Aber sie hatten alle offensichtlich nur Reife, nicht Überreife der Erzeuger im Auge: Erst auf der Höhe der Kraft sollte die Zeugung stattfinden, nicht aber gerade, wenn der Zenith des Lebens überschritten ist, wie es bei Menschen über fünfzig unvermeidlich bereits zutrifft.

Auch die ungünstigen Erfahrungen mit dem „Rechte der Erstgeburt“ sind kein Beweis des Gegenteils. „Der Mißgriff“, sagt Kendrick mit bestechender Logik, „daß gerade der älteste Sohn Kronprinz werden muß, wurde zum geschichtlichen ‚damnum fatale, des Königtumes und beraubte den Begriff ‚König‘ aller Würde, angenommen im Pockerspiel. Es ist heute unangebracht, auf Syphilis und Skrofulose in Königshäusern hinzuweisen: sondern die Könige sind ganz einfach nur halb ausgebacken. Die sorgfältigste Erziehung, wie ihr Stand sie erfordert, kann ihre angeborene Mittelmäßigkeit nicht wettmachen, — dank dem Rechte der Erstgeburt! Die Könige sind eben falsch gezüchtet. Wäre Ultimogenitur statt der gesetzlichen Primogenitur während der letzten tausend Jahre in Kraft getreten, so hätten sie sich in eine Art von Übermensch entwickelt“.

Ich glaube das nicht. Ich halte zwei andere Umstände für

schuldiger an den Mißerfolgen der Adels und Herrscherzucht. Der erste, minder schwerwiegende Umstand ist nahe verwandt, sozusagen benachbart demjenigen, den Kendrick für verantwortlich hält. Viele Souveräne und Adelsgeschlechter sind in der Tat „merely half-baked“: aber nicht, weil die jedesmaligen Eltern der für nötig gehaltenen Überreife entbehrten, sondern weil sie unreif waren. Um die Stammhalter und Thronfolger nur ja rechtzeitig zu gewinnen, tut Eile not; so verfällt die Primogenitur in das entgegengesetzte Extrem der empfohlenen Ultimogenitur. Beidemale gebricht es den adeligen Erzeugern an der erforderlichen Zeugungsreife: dort ist sie noch nicht, hier nicht mehr vorhanden.

Wichtiger ist das zweite Verhängnis, die Inzucht: sie ist es wohl hauptsächlich, die jene Degenerationsmerkmale häuft, wodurch die Adelsgeschlechter und unter ihnen die Herrscherhäuser zum physischen und moralischen Niedergange gezwungen werden.

Die Umschau im Bereiche menschlicher Erscheinungen liefert wie gewöhnlich, kein genügendes Beweismaterial zur Entscheidung unserer Fragen. Wie wäre es aber, wenn wir beim Tier- und Pflanzenversuch Zuflucht suchten? Leider gewährt auch das Tier- und Pflanzenexperiment keinen genügenden Einblick in die Zusammenhänge zwischen Vererbung und Alter. Das Experiment versagt nicht, weil es etwa an und für sich ungeeignet ist, dieses Problem befriedigend zu lösen; sondern weil bisher zu wenige brauchbare Versuche durchgeführt wurden. Einer mündlichen Mitteilung von Prof. H. S. Jennings entnehme ich, daß wir dank ihm — einem unserer besten Forscher — wohl bald in der Lage sein werden, genauere Auskünfte zu geben; einstweilen jedoch haben wir uns mit folgenden Ergebnissen zu begnügen.

C. Z. Allen stützt sich auf Erfahrungen in der Rinderzucht. Als Maßstab des Nachkommenwertes verwendet er die Menge an Butterfett, die eine Kuh in Wochenfrist hervorbringen kann. Allens Versuche führten dahin, daß das Alter der Erzeuger auf diesen Wert der Nachkommenschaft keinen Schluß zuläßt.

E. Zederbauer dagegen fand das Aussehen von Rassenbastarden durch das absolute und relative Alter der Erzeuger erheblich beeinflußt. Kreuzt man Erbsenrassen, welche gelbe Samen tragen, mit solchen, deren Samen grün bleiben, so bekommt man in der ingezüchteten Enkelgeneration normalerweise eine sogenannte Mendelsche „Aufspaltung“: d. h. neben 50% Blendlingen haben sich auch je 25% der großelterlichen Ausgangsrassen wieder eingefunden. Die

Mischung der Kindergeneration ist also in ganz bestimmten Prozentsätzen der Enkel wiederum „entmischt“ worden. Nach Zederbauer sind aber diese Zahlenverhältnisse nicht so beständig, wie man bisher glaubte; sondern sie werden durch das Alter und den Altersunterschied der Elternpflanzen stark verschoben. Hier haben wir jedenfalls den Beweis, daß die erhebliche Durchschlagskraft (Dominanz) sich mit dem Alter ändert.

Kann man aber davon sprechen, daß mit den Zahlen- auch die Wertverhältnisse der Nachkommen geändert wurden? Angenommen, es werden, weil die Elternpflanzen in vorgerücktem Alter standen, mehr gelbe Erbsen geerntet, als zu erwarten war, ist die zweite Generation dadurch höherwertig oder minderwertig geworden? Wünscht der Züchter aus irgend einem Grunde gelbe Erbsen, so ist das Erstere; wünscht er aber grüne Erbsen, das Letztere zutreffend. Diese Bewertung ist relativ und subjektiv, von einem Außenstehenden (dem Züchter) in das Züchtungsergebnis hineingetragen. Der absolute, naturgegebene Wert der Erben ist möglicherweise — wie bei den zuvor erwähnten Milchkühen C. Z. Allens — unverändert geblieben. Besondere Verhältnisse beiseite gesetzt, wo eine bestimmte Samenfärbung vorteilhafter sein mag, gilt es der Natur wohl gleich, ob die Erbsensamen grün bleiben oder sich in gelb umfärben. Die Lebenskraft der daraus emporkeimenden Erbsenpflanzen wird dadurch kaum beeinflußt.

Die allgemeine Erfahrung, welche nicht erst bewiesen zu werden braucht, lautet nun aber dahin, daß Zeugungskraft und Qualität der Erzeugten im vorgerückten Alter der Erzeuger abnehmen. Die Unreife, Unausgegorenheit der Eltern ist für Zahl und Art der Nachkommenschaft vielleicht noch nicht einmal ganz so ungünstig wie deren Spätreife, der Johannistrieb.

Nachkommenzahl und Nachkommenwert stehen im allgemeinen — wie Goldscheid zeigt und wie ich gezeigt habe — in einem verkehrten Verhältnis: Je zahlreicher die Nachkommen, desto größer ihre Sterblichkeit und desto niedriger der Entwicklungsgrad, mit dem sie das Licht der Welt erblicken. Wenige Nachkommen hingegen haben mehr Aussicht, sowohl am Leben zu bleiben, als auch sich besser zu entwickeln. Es gibt nun Fälle, wo diese umgekehrte Proportionalität sich in gerade verwandelt: hierher gehört das zu geringe und namentlich das zu hohe Alter der Erzeuger; bei geringer Fruchtbarkeit erzeugen sie eine hinfällige und schlecht entwickelte Nachkommenschaft. Die bei der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung



im Keime und Kinde eintretende Verjüngung ist desto unvollkommener, je weiter es mit der Jugend der Eltern selbst schon vorbei war. Das Kind gealterter Eltern befindet sich gewissermaßen schon in einem annähernd ebenso gealterten Zustand, was seine Lebens- und Zeugungskraft betrifft. Mit den übrigen, angeborenen und angenommenen Eigenschaften der Eltern hat es gleichsam auch deren Alterszustand ererbt. Man darf eben nicht vergessen: auch Lebensdauer und Alter sind erbliche Eigenschaften! Wenn noch so jung an Tagen, Monaten oder Jahren, ist ein solch später Sprößling dem Greisenalter schon verhältnismäßig nahe.

Und dagegen müssen freilich andere Erwägungen verstummen. Auf unsere am Eingange aufgeworfenen Fragen werden wir daher folgendes zu antworten haben. Wir müssen scharf zwischen Vererbung besonderer Eigenschaften und allgemeiner Lebenskraft unterscheiden. Nach allem, was wir von der Vererbung erworbener Eigenschaften wissen, ist zu vermuten, daß Lebenserfahrungen (in Anlagenform) tatsächlich auf die Nachkommen übergehen. Von diesem Standpunkte aus sind späte Ehen oder späte Zeugung wünschenswert.

Wir dürfen aber für so spät gezeugte Nachkommen keine genügende Vitalität voraussetzen, die es ihnen ermöglicht, von dem erbten, reicheren Erfahrungsschatze nun auch den gehörigen, zukunftsschwangeren Gebrauch zu machen. Die erworbenen Eigenschaften (Erfahrungen) würden also, obwohl an sich vorteilhaft der Rasse, durch Auslese der Schwächeren bald wieder verloren gehen.

Es liegt einer jener Fälle vor, wo ein Gesetz zwar nicht ungiltig, aber durch Nebenumstände aktuell unwirksam gemacht wird. Vererbung von Erfahrungen findet statt, getreu dem Naturgesetz, daß erworbene Eigenschaften sich vererben; aber die allgemeine Schwäche der zu alt Geborenen hindert sekundär, daß die erheblichen Erfahrungen je deutlich und nutzbar in Erscheinung treten.

Wir werden daher besser tun, auf diese Bereicherung unseres Ahnenerbes zu verzichten. Wir dürfen es um so ruhiger, als gerade die im Rassenkörperlichen und geistigen Eigenschaften, meist ganz überraschend frühreif sind. Besonders Wilhelm Ostwald in seinem Buche „Große Männer. Studien zur Biologie des Genies“ stellte fest, daß die Begabtesten schon zwischen 20 und 30 Jahren fix und fertig sind: Alles, was sie etwa nach ihrem 30. Jahre schaffen, entspringt nicht mehr neuen Gedanken, sondern nur einem Ausbau früherer Gedanken, die als Gedankenkeime schon in einem weit jugendlicheren Alter nachzuweisen waren. Die Vererbung vollzieht

sich ja aber durch Keime (Keimzellen) und durch die in diesen geborgenen Anlagen. Für die Vererbung ist es vielleicht ungefähr gleichbedeutend, ob die Fähigkeit zu geistigen Schöpfungen im Keime übertragen wird; oder ob bereits vollzogene Schöpfungen wieder im Keime rückverwandelt werden müssen, damit sie die Möglichkeit erlangen, in Keimesgestalt die Grenzen zwischen dieser und der nächsten Generation und so das Tor der Zukunft zu passieren.

Was bedeutet ferner die Erfahrung einer Person, gegenübergehalten der Unsumme von Erfahrungen, die vorausgehende Generationen erwarben? Gerade wer an die Vererbung erworbener Eigenschaften glaubt, wird ein Mißverhältnis zwischen Vererbung und Erfahrung konstatieren; gerade wer im Ahnenerbe nichts anderes sieht, als den Niederschlag der Erfahrungen, die von unseren Vorfahren gemacht wurden, wird eine überwältigende Mehrheit dieser ehemaligen Erfahrungen wahrnehmen, zu ungunsten derjenigen, die wir in der jeweiligen Gegenwart zu machen in der Lage sind.

Freilich, auf jeden einzelnen kommt es an; und wenn man die Zeit, in der erbliche Erfahrungen gewonnen werden, in jeder Generation nur um wenige Jahre verlängern könnte, so bedeutete dies in der Erb- und Endsumme gewaltigen Gewinn. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß manches, was als Erfahrung der Vorzeit in uns lebt, heute überlebt ist: wir bedürfen steter Revision ererbter durch erworbene Erfahrungen. Und je reichlicher diese ihrerseits in Fleisch und Blut unserer Nachfahren übergehen, desto besser werden letztere immer wieder „up to date“ dastehen.

Was hilft aber das alles, wenn die Bereicherung der Erfahrung, Erstreckung der Periode, in der sie gesammelt werden kann, mit Verlusten an Lebenskraft verkauft werden muß? Aus solchem Dilemma den Ausweg zu finden, ist nun gerade uns Menschen nicht allzu schwer gemacht. Wir besitzen einen ungeheuren Erfahrungsreichtum außerhalb unseres Gehirnes und Keimplasma: die mündliche und schriftliche Überlieferung. Genau wie die organische Überlieferung stammt dieses äußere, nicht organische Erbe aus grauer Vorzeit und wird in der Gegenwart stetig erweitert und überprüft. Noch etwas hat es mit dem inneren Ahnenerbe gemeinsam: es nimmt allmählich eine Art von Anlagenform an; eine zusammengedrückte, von überflüssiger Ausdehnung befreite Form, die leichter weitergegeben und jederzeit abermals erweitert werden kann.

Darin, dieses traditionelle Erbe aufzunehmen und auf seinem Grunde weiterzubauen, ist nun der junge Mensch zweifellos leistungs-

fähiger als der alte. Was dieser an selbst erarbeiteter Erfahrung voraus hat, wird bei jenem wettgemacht durch ausgiebigere Aufnahme fremder Erfahrungen in komprimierter Form. Ein junger Mensch, der viel gelernt hat, ist in gewissem Sinne „erfahrener“ als ein alter, der nur lange gelebt hat.

Beide Arten der Erfahrung aber — Tradition und Erlebnis — werden — bis zu einem gewissen Grade in Dispositionsform Keimbesitz; auch das äußere Erbe, das uns durch Wort und Schrift überliefert ist, wird in abgerundeter, gekürzter Form inneres Ahnenerbe. Wie verhalten sich jetzt die beiden in bezug auf ihren Generationswert? Wer ist eugenisch besser daran und trägt größere Entwicklungshoffnungen in sich: der alte „Selfmademan“ oder der junge, der einen Extrakt ungezählter Selfmademen durch Studium in sich verarbeitet hat? Mag sein, daß das Erlernen fremder Erfahrungen die minder versprechende Methode ist; mag sein, daß die selbst erarbeitete Erfahrung durch nichts zu ersetzen ist.

Dennoch kann, im Endergebnis, unsere Antwort nicht zweifelhaft sein: Jung gefreit, so lautet sie, hat niemand gereut.

Und weit mehr noch hat jung gezeugt die Gattung noch niemals gereut!



## Büchertisch.

**Marcuse, Max:** Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen, herausgegeben von Max Marcuse. (2. stark vermehrte Auflage mit zahlreichen Abbildungen). Lieferung I: Aberglaube — Demivierge. 1925.

Ein sicheres Zeichen für den Wert und die Brauchbarkeit eines solch verhältnismäßig umfangreichen Handbuches (10 Lieferungen zu je 80 Seiten) ist es, daß bereits nach knapp zwei Jahren eine wesentlich erweiterte Neuauflage erscheinen kann, die sicherlich nicht die letzte sein wird. Glücklicherweise in der Anlage und in der Wahl der Mitarbeiter unterrichtet das Werk schnell und zuverlässig über alle einschlägigen Fragen. Die vorliegende zweite Auflage ist wesentlich überarbeitet. Eine große Anzahl neuer Artikel sind hinzugekommen, andere weggefallen oder anders gefaßt. Auch der Mitarbeiterstab hat teilweise gewechselt. Eine Verbesserung ist die Beigabe von Bildern, durch die manche Artikel wesentlich gewonnen haben.

Wie in der ersten Auflage ist derselbe Stoff häufig von Vertretern verschiedener Wissenschaften bearbeitet worden. Die kleinen unvermeidlichen Unstimmigkeiten nimmt man gern in Kauf gegenüber der unbedingt objektiven Darstellung, die dieselbe Sache von verschiedenen Seiten beleuchten läßt. Vielleicht könnte nur durch häufigere gegenseitige Verweise die Benutzung des Werkes noch mehr erleichtert werden; wenn gleich mit gutem Recht viele der Stichworte ohne eignen Text weggeblieben sind.

Von den Abhandlungen der 1. Lieferung sind die hauptsächlichsten medizinischen wieder vom Herausgeber bearbeitet und mit sehr wichtigen Nachträgen versehen worden. Neu hinzugetreten als Mitarbeiter ist R. Hofstätter. Besonders klar in der Darstellung und für die Praxis brauchbar sind die juristischen Artikel von Mittermaier. Die anthropologischen und rassenhygienischen Beiträge von Siemens sind durchaus objektiv und orientieren gut über den Stand dieser schwierigen viel umstrittenen Fragen. Sehr wertvoll sind ferner, um nur einiges herauszuheben, die Abhandlungen über Bevölkerungsfragen von Guradze und Elster, die bis in die allerletzte Zeit fortgeführt sind und besonders auch die Wirkungen des Krieges eingehend berücksichtigen. Die kulturgeschichtlichen Fragen sind eingehend behandelt, wenn auch oft nicht erschöpft. Beispielsweise wünschte man das neuere reiche ethnologische Material in den Abschnitten „Amazonen“ und „Beschneidung“ mehr berücksichtigt. Die ethnologischen Artikel von v. Reitzenstein sind wesentlich erweitert. Der gedankenreiche Autor durchdringt eine ungemein große Stoffmenge glücklich mit neuen Anschauungen.

Aus dem Rahmen fällt etwas die Abhandlung über „Baum und Schlange“, die sicher viel Interessantes enthält, für den Benutzer des Handwörterbuches aber doch wohl zu ausführlich ist.

Die weiteren Lieferungen des Werkes, dessen Anschaffung durchaus empfohlen werden kann, sollen an gleicher Stelle besprochen werden.

Heydrich.

**Der kleine Brockhaus, Handbuch des Wissens in einem Bande.** Es ist zwar kein Spezial-Werk für Menschenkunde, aber wie wir sehen, bringt es sehr gute Nachrichten über dieselbe, so daß es auf dem Schreibtisch jedes Interessenten sehr wohl stehen kann. So schreibt es über die Japaner: Die Japaner hatten sich bis vor etwa 60 Jahren völlig von der Welt abgeschlossen; nur den wenigsten Europäern gelang es, die Inseln der aufgehenden Sonne zu betreten. So wissen wir heute über die Vergangenheit des Landes verhältnismäßig wenig. Daß aber Kunst und Kultur schon auf eine lange

Vergangenheit zurückschauen können, sehen wir aus den vielen prachtvollen Kunstwerken, die, obwohl viele Jahrhunderte alt, heute noch dem Lande ihr Gepräge geben. Wie wir dem „Kleinen Brockhaus“ (die fünfte Lieferung ist soeben erschienen) entnehmen, hat Japan schon lange vor uns eine hochentwickelte Kunst besessen, und zwar bereits im 7. Jahrhundert. Chinesen und Koreaner führten damals große Bauten auf, Tempel, Klöster, Paläste, sowie herrliche Buddhastatuen, die der Besucher des Landes heute bewundert. Die Malerei der Japaner hat von Anbeginn an ihre Eigenart bewahrt. In erster Linie befaßte sie sich mit Darstellungen aus Sage und Geschichte des Landes. Ein japanisches Gemälde sieht sehr zart aus, denn der Japaner malt nicht auf Leinen oder Holz, sondern auf Seide oder dünnes Papier. Wenn das Bild, der sogenannte Kakemono, fertig ist, wird es nicht eingerahmt, wie bei uns, sondern mit Brokaten umsäumt und zwischen zwei wagerechte Holzstäbchen gespannt; der Kakemono kann zusammengerollt aufbewahrt werden, wenn man nicht vorzieht, ihn im Zimmer aufzuhängen. Der „Kleine Brockhaus“ bringt eine schöne farbige Wiedergabe eines Kakemonos. Besonders interessant sind die Erzeugnisse des japanischen Kunsthandwerks, wie die Netsuke (sprich: Netske), in Holz oder Elfenbein geschnitzte kleine Bildwerke, die vor allem Gestalten aus der japanischen Mythologie darstellen, No-Masken, Goldlackmalereien usw.

Man mag auch die fünfte Lieferung des „Kleinen Brockhaus“ aufschlagen wo man will, man findet überall interessante Anregungen; und man mag suchen was man will, man bekommt überall eingehend Auskunft. Auf 4 Seiten zusammengedrängt finden wir ein vollständiges Bild der Kunstgeschichte aller Länder und Völker, von der ägyptischen und babylonischen Kunst bis zum Expressionismus eines Kokoschka, Pechstein und Van Gogh. Eine weitere Uebersicht „Infektionskrankheiten“ gibt genaue Angaben über Krankheitszeichen, Uebertragungsweise und Inkubationszeit sämtlicher ansteckenden Krankheiten. Außerdem erfahren wir, welche Körperteile betroffen werden, wieviel Prozent der Erkrankten sterben, welcher Bazillus als Erreger in Frage kommt, wann und von wem er entdeckt wurde usw. Ferner wird uns in einer übersichtlichen graphischen Darstellung ein klares Beispiel vom Aufbau eines Konzerns gegeben. Interessant ist auch eine Angabe im Artikel „Kraftfahrzeuge“, wonach es auf der ganzen Welt  $15\frac{3}{4}$  Millionen Personenautos gibt, wovon  $13\frac{1}{8}$  Millionen allein auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfallen. Es ist wirklich erfreulich, daß der Verlag Brockhaus sich entschlossen hat, in einem einbändigen Handbuch auf engstem Raum alles Wissenswerte aus allen Gebieten zusammenzufassen. Alle, die nicht in der Lage sind, sich den vierbändigen Brockhaus anzuschaffen, werden gern zum „Kleinen Brockhaus“ greifen, zumal der Preis äußerst niedrig bemessen ist, und durch das Erscheinen in 10 Lieferungen die Anschaffung erleichtert wird. Auch ein billigerer Subskriptionspreis ist festgesetzt, der aber im September dieses Jahres erlöschen wird. v. R.

**Ei und Geschlecht.** Noch heute bestehen ernste Meinungsverschiedenheiten darüber, ob es möglich ist oder sein wird, die Bildung des Geschlechts beim Menschen willkürlich zu beeinflussen. Während auf der einen Seite eine solche vorhandene oder zu findende Möglichkeit rundweg abgelehnt wird, ist doch die Zahl auch derer nicht gering, die diese durchaus nicht bestreiten und z. T. schon mit eigenen Theorien, die auf Beobachtungen begründet sind, auf dem Plan erschienen sind. Es ist nicht angebracht, dem seit Jahrhunderten heiß umstrittenen Problem ganz ablehnend gegenüberzustehen, denn es sind doch im Laufe der letzten Jahrzehnte gerade genug statistische Erhebungen angestellt und Beobachtungen gemacht worden, die deutlich darauf hinweisen, daß gewisse äußere Zufälligkeiten wie das Alter der Mutter, das relative Alter der Eltern beim Menschen oder das Alter des Eies beim Tiere, nicht ohne Einfluß auf die Bildung

des Geschlechts der Nachkommen sind. Gerade dieses letzte Moment ist durch systematische Untersuchungen vor allem seit der Jahrhundertwende ganz besonders in den Vordergrund gerückt worden. Und wenn die veranstalteten Versuche auch nur am Tier gemacht worden sind, so sind die Ergebnisse doch so auffallend übereinstimmend, daß der Gedanke nahegelegt wird, zu untersuchen, ob nicht auch beim Menschen der Reifezustand des Eies über die Bildung des Geschlechts maßgebend ist, bei gleichzeitiger, voller Auswirkung des Idiochromosomenmechanismus.

In einer jetzt im Verlag Rich. A. Giesecke, Dresden-A. 24, erscheinenden Arbeit von Johannes Brodauf, Chemnitz, ist es unternommen worden, dem Problem auf statistisch-kritischem Wege beizukommen. Als statistisches Material wurden Geburtsfälle verwendet, die in der Literatur, teilweise schon tabellarisch geordnet, aufzufinden waren und solche, die der Verfasser selbst mit den wesentlichsten Zeitangaben sammeln konnte. Als unbedingt notwendig ergab sich weiter eine kritische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Erkenntnissen und Hypothesen über das physiologische Geschehen im Menschen.

Der Verfasser hatte Gelegenheit, in Vorträgen vor Biologen und Ärzten mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen bekannt zu machen, und da er dort ebenso wie in Privatunterredungen eine recht freundliche Aufnahme seiner Ableitungen fand, so übergibt er jetzt seine bereits im Juli 1924 abgeschlossene Arbeit der Öffentlichkeit. Er wendet sich damit an einen größeren Kreis forschender Gelehrter und hofft, dadurch Anregung zu geben für weitere Beobachtungen im Sinne seiner Ableitungen.





Zur Lösung des uralten Menschenproblems

„Das gewollte Kind“

# EI UND GESCHLECHT

Ein kritisch-statistischer Beitrag zur Lösung des Problems von der willkürlichen Geschlechtsbestimmung beim Menschen.

Von Johannes Brodauf

Großoktav mit 11 Tafeln  
Preis Halbleinen gebunden M. 4.—,  
brochüriert M. 3.—

Wir bitten um Voraus-Bestellung.

Das in der Herausgabe befindliche Werk bildet einen Abschluß der Forschungen Geheimrat Sellheims und seiner Assistenzärzte Lüttge und v. Merz Halle insofern, als es unter Hinzuziehung einer umfangreichen Literatur dieses Gebietes von etwa 180 Werken denjenigen Stoff zusammenträgt, über den die Wissenschaft bisher in dieser Frage verfügt. (Vergl. Heft 3 und 4 Geschlecht und Gesellschaft, Jahrg. XIII.)

Es ist in dieser Arbeit erstmalig auf besondere Weise der Versuch gemacht, die im ganzen Tierreich beobachteten Beziehungen zwischen Reifezustand des Eies und Geschlecht auf den Menschen zu übertragen. Es wird in einem kritischen Teile zunächst untersucht, was von den verschiedenen Hypothesen über das physiologische Geschehen im Menschen auf Grund von Untersuchungsergebnissen allein haltbar ist. Die so gewonnenen Erkenntnisse werden dann in Beziehung gesetzt zu statistischen Ergebnissen aus über 700 Geburtsfällen, und es ergeben sich Übereinstimmungen von Ableitung und Erfahrung, die ganz verblüffend wirken. Unter Berücksichtigung eines völlig neuen Momentes, wie es in der wissenschaftlichen Literatur bisher noch nie aufgeführt ist, und mit Hilfe des Begriffes der Eireife können dann eigenartige Beobachtungen beim Menschen, die einwandfrei noch nie erklärt werden konnten, verhältnismäßig einfach gedeutet werden. Es wird ferner gezeigt, wie alle übrigen Theorien über die Möglichkeit einer Geschlechtsbestimmung auf die Ableitungen des Verfassers hinauslaufen.

In Vorträgen vor Biologen und Ärzten hat der Verfasser über seine Ergebnisse gesprochen und dieserseits freundliche Aufnahme gefunden. Naturwissenschaftliche Gesellschaften haben den Verfasser zu Vorträgen gebeten.

## Inhaltsverzeichnis:

Einführung . . . . .	Kann ein unbefruchtet gebliebenes Ei die Menstruation überdauern? . . . . .
Geschlecht und Chromosomen . . . . .	Die zeitlichen Beziehungen zwischen Follikel- sprung und Menstruation . . . . .
Gesammelte Geburtsfälle . . . . .	Die Ovulationstypen
Die Lebensdauer der Spermatozoen . . . . .	Reifezustand des Eies und Geschlecht . . . . .
Die Lebensdauer des Eies . . . . .	Folgerungen . . . . .
Die Ansichten über den Tag des Follikel- sprunges . . . . .	Schlussbemerkungen . . . . .
Die Conceptionskurven . . . . .	Verzeichnis der benutzten Literatur . . . . .
Corpus luteum und Ovarium . . . . .	
Die Menstruation . . . . .	

**RICHARD A. GIESECKE, DRESDEN A. 24**

Verlag für Menschenkunde und Sexualwissenschaft

Vorausbestellungen werden entgegengenommen, sorgfältigst vorgemerkt und in der Reihe des Eingangs sofort nach Druckbeendigung ausgeliefert.

Auf Antrag werden bei Beträgen über 5 Mk. Konten zwecks Zahlung in Raten eingerichtet. Notwendig hierzu sind: Angaben des Berufs, der Tätigkeit bei Staat, Gemeinde oder Privat-Unternehmen, des Alters usw.

Das schönste Festgeschenk für die deutsche Frau!

## Von Deutscher Gottesmutterchaft

Von Margarete Bunkel.

Preis 1.50 Mk., Halbleinen 2.50 Mk.

Ein Buch für die Frauen und Mütter.

Mit einem vollen Akkord „Gott“ hebt das Büchlein an und endet mit einem sehnfüchtigen Klang nach „der Ewigkeit“ der „seligen Frau“. Dazwischen aber schwingt in heiliger Schöne und Harmonie in immer neuen Variationen das eine große Thema „Deutsche Gottesmutterchaft“. Wunderliebliche Gedichte erzählen von dem innigen, geheimnisvollen Gotterleben der werdenden Mutter, Bekenntnisse in Prosa wie „Von deutscher Frauen Seligkeit“, „Vom heimlichen Leben zwischen Mutter und Kind“ führen in das Allerheiligste einer Frauenseele. Man redet heute so viel von der „Aufklärung der Jugend“; in einer holderen und keuscheren Weise als hier in diesem Buche gegeben, kann es nicht geschehen. Jede Mutter, die sich manchmal den Kopf über die Frage zerbricht: Wie sage ich es meinem Kinde? sollte das lesen und es fiele ihr nicht mehr schwer.

Das Buch soll in den Händen  
einer jeden deutschen Mutter sein

Verlag der Schönheit, Dresden-A. 24

# BÜCHER-ECKE

**Das Geschlechtsleben der Naturvölker** von H. Fehlinger. br. M. 4.—

**Körperliche und seelische Liebe.** Belehrende Vorträge über das Geschlechtsleben. Von San.-Rat Dr. S. Jessner, Königsberg i. Pr. V u. 445 Seiten mit 45 Abb. im Text und auf 16 Tafeln. 1924. . . . . br. 10.—, geb. 12.—

Alle durch das Geschlechtsleben bedingten Erscheinungen leiblicher und seelischer Art werden in den Gesichtskreis gezogen und auf wissenschaftlicher Grundlage in ebenso dezenter wie volkstümlicher und anregender Weise vorgetragen.

**Moderne Gedanken über Liebe und Ehe.** Von Havelock Ellis. Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von Julia E. Kötscher. XIV u. 117 Seiten. 1923. br. 1.50, geb. 2.10

**Von menschlichen Trieben.** Sexualwissenschaftliche u. Rassenstudien. Von W. C. Rivers. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Helmut Müller. V, 203 Seiten mit 1 Abbildung im Text. 1925. . . . . br. 2.70, geb. 3.60

Enthält Gedanken eines englischen Arztes über sexualwissenschaftliche Fragen, gleichzeitig eine Erklärung der wissenschaftlichen Ansprüche, mit welchen die geschlechtlichen Vorgänge und deren Abirrungen bezeichnet werden, also eine Einführung in die Sexualforschung überhaupt. Ein mutiges Buch zugleich, das ankämpft gegen die Prüderie. Laien, die an sexuellen Fragen interessiert sind, werden aus dem Buche manches lernen, Ärzte neue Anregungen daraus schöpfen.

**Buch-Versand der Schönheit, Dresden-A., Hettnerstraße 4.**

Sämtliche Hefte aller Jahrgänge können jederzeit nachgeliefert werden, da ein vollständiger Jahrgang höher im Wert. Frühere Jahrgänge zu günstigen Ratenzahlungen gleichfalls lieferbar.